

### Editorial



#### Ausgabe 02/2011

##### Liebe Leserinnen und Leser,

die weiter ansteigende Lebenserwartung führt unter anderem zu einer veränderten Wahrnehmung des Alters und der Alterung. Ältere Menschen sind heutzutage fitter und leistungsfähiger als früher – und ihre Zahl nimmt zukünftig weiter zu, wie Bevölkerungsvorausberechnungen zeigen. Somit bedarf es eines veränderten Umgangs mit Älteren in Wirtschaft und Gesellschaft. Das hat bereits die Diskussion um die Einführung der Rente mit 67 gezeigt. Dieser Entwicklung hat auch die sozialwissenschaftliche Forschung mit dem Konzept des Produktiven Alter(n)s Rechnung getragen, wie Ines Wickenheiser in ihrem Beitrag zeigt.

Der zweite Artikel im Heft befasst sich mit dem Thema Migration. Martina Voß analysiert Migrationsbewegungen am Beispiel Ostafrikas mithilfe von UN-Daten. Dass die Bedeutung und Dynamik internationaler Migration auch künftig weiter wachsen wird, zeigt nicht zuletzt die aktuelle Lage in Nordafrika und anderen Ländern. Deutlich wird hier aber auch, wie problematisch die verfügbare Datenlage für die detaillierte Analyse von Migrationsbewegungen ist.

An dieser Stelle möchte ich auch auf die wissenschaftlichen Beiträge der Ausgabe 2 der „Comparative Population Studies“ hinweisen, die bereits zum Download bereitstehen. Im Mittelpunkt stehen diesmal methodische Beiträge zur Geburtenhäufigkeit und zur Mortalität. Zudem wird unter Verwendung von Modellrechnungen die mögliche Entwicklung des Bedarfs an professionellen Pflegearbeitskräften bis zum Jahr 2020 für die einzelnen Bundesländer dargestellt.

Ich wünsche wie immer eine interessante und gewinnbringende Lektüre dieser Ausgabe.

Prof. Norbert F. Schneider, Direktor des BiB

### Die Potentiale einer älter werdenden Gesellschaft und das Leitbild „Produktives Alter(n)“

Im Zuge der Diskussion um die demografische Alterung in Deutschland wurde bereits seit einiger Zeit das Bild des Alter(n)s einer Revision unterzogen. Es erfolgte in den letzten Jahren eine Abkehr von der Einstellung, das Alter sei die unbeschäftigte und somit auch unproduktive dritte Lebensphase, eben der „Ruhestand“. Nun hat sich das Bild erweitert: Alter(n) ist mittlerweile verbunden mit einem „Unruhestand“, das Bild vom Alter(n) ist bunter geworden und hat sich deutlich ausdifferenziert. In der aktuellen Diskussion werden nicht mehr hauptsächlich die Probleme und Herausforderungen, sondern verstärkt die Chancen und Potentiale einer alternden Gesellschaft betont. Dieser



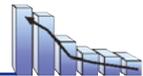
Beitrag untersucht anhand des Leitbildes des Produktiven Alter(n)s diesen Wandel in der Wahrnehmung des „dritten Alters“: Dem bis dahin vorherrschenden negativen Bild älterer Menschen sollte mit diesem Konzept eine positive Perspektive gegenübergestellt werden. Gleichzeitig sollte der verbreiteten Ansicht widersprochen werden, Ältere seien eine wirtschaftlich inaktive, unproduktive Gruppe, die zudem durch Krankheit und Abhängigkeit eine reine Belastung für die sozialen Sicherungssysteme darstellten. Nunmehr werden die gestiegenen Produktivitätspotentiale älterer Menschen und ihr wichtiger Beitrag für die Gesellschaft betont (Seite 2).

### Internationale Migration. Ergebnisse der UN World Population Prospects 2008

Mitte 2010 lebten nach den Einschätzungen der UN weltweit 214 Millionen Menschen in Staaten, in denen sie nicht geboren wurden. 20 Jahre zuvor lag die Zahl noch bei 155,5 Millionen. Ein Blick in die Zukunft zeigt, dass auch künftig mit weiter steigenden Migrantenzahlen gerechnet werden muss. Die Ursachen für diese Entwicklung sind vielfältig und variieren oftmals, wie die aktuelle politische Lage zum Beispiel in Nordafrika zeigt. Anhand der Daten der aktuellen UN Revision 2008



zeigt sich, dass die bereits seit mehreren Jahren beobachtbaren Wanderungstendenzen weiter gültig sind: global betrachtet wandern die Menschen von Süd nach Nord, also von den weniger entwickelten Ländern in die Industriestaaten. Betrachtet man nur die Wanderungssalden, so wird die Stärke, die wechselseitige und komplexe Muster bildende Wanderungsströme in einer Region erreichen können, weniger deutlich. Welches Ausmaß diese Bewegungen aufweisen können möchte dieser Beitrag am Beispiel von Ostafrika zeigen. Dabei wird gerade an diesem Beispiel deutlich, wie schwierig es ist, Prognosen über künftige Wanderungsprozesse zu treffen, da sich die zu Fluchtbewegungen führenden Ereignisse häufig nicht vorhersehen lassen (Seite 7).



Ines Wickenheiser

## Die Potentiale einer älter werdenden Gesellschaft und das Leitbild „Produktives Alter(n)“

Der demografische Wandel und seine vielfältigen Herausforderungen für Gesellschaft, Wirtschaft und Politik sind immer wieder Gegenstand zahlreicher kontrovers geführter Debatten der Politik und der Öffentlichkeit. Lange Zeit wurde die fortschreitende Alterung der Bevölkerung vorrangig als ein gesellschaftliches Problem diskutiert (z.B. Backes 1997). Themen wie die durch die „Alterslast“ verursachte Finanzierungsproblematik sozialer Sicherungssysteme oder die Innovationsfähigkeit der deutschen Wirtschaft, die angesichts eines stetig alternden Arbeitskräfteangebots gefährdet erscheint, standen hier oft im Mittelpunkt. Diese (einseitige) negative Darstellung des Alter(n)s beruhte zum einen auf Vorurteilen, die in der Gesellschaft auch heute immer noch verbreitet sind (beispielsweise die Vorstellung, das Alter stünde unweigerlich im Zusammenhang mit einer nachlassenden körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit, mit Krankheit und Gebrechlichkeit; z.B. Angus/Reeve 2006). Zum anderen trug die Entwicklung des deutschen Sozialsicherungssystems seit der Rentenreform 1957<sup>1</sup> zu einer Veränderung des gesellschaftlichen Altersbildes bei (Göckenjan 2007). Mit der Institutionalisierung des Lebensabschnitts „Ruhestand“ als eine dritte Lebensphase (neben der Ausbildungs- und Erwerbsphase) entstand das Bild des unbeschäftigten und somit auch des unproduktiven Alters (z.B. Kohli 1985, Backes 1997, Tews 1996).

Wie in den meisten westlichen Industrienationen zeichnet sich auch Deutschland durch ein hohes Maß an Leistungsorientierung aus, in der die ökonomische Produktivität im Vordergrund steht. Dies hatte in Zusammenhang mit den beschriebenen Entwicklungen zur Folge, dass der Eintritt in den Ruhestand als Übergang von dem produktiven Leben der Erwerbsarbeit in das unproduktive „Rentner- und

„Freizeit- Leben“ angesehen wurde (Göckenjan 2007; Kruse/Schmitt 2005). Mit der Institutionalisierung dieser eigenständigen Lebensphase wurde somit das Alter als passiver Ruhestand verallgemeinert (z.B. Schroeter/Künemund 2010).

Diese Sichtweise spiegelte sich auch in den gesellschaftlichen Altersbildern wider: die älteren Menschen wurden vorrangig als unproduktive und passive Empfänger sozialer Transferleistungen dargestellt, als ökonomische Belastung der sozialen Sicherungssysteme und der Gesellschaft, insbesondere der jungen erwerbstätigen Generationen, während die Leistungen und Potentiale der älteren Menschen meist nicht beachtet oder ignoriert wurden (z.B. Künemund 2006).

In den letzten Jahren zeichnet sich die Alterungsdiskussion dagegen zunehmend durch ein neues, „buntes“ Altersbild aus. Die Debatten über den demografischen Wandel haben sich deutlich ausdifferenziert. Heute werden nicht mehr hauptsächlich die Probleme und Herausforderungen, sondern verstärkt die Chancen und Potentiale einer alternden Gesellschaft betont (z.B. BMFSFJ 2005, Backes 1997). Denn die älteren und alten Menschen machen heute nicht nur einen größer werdenden Anteil der Bevölkerung aus. Sie zeichnen sich auch durch ein gewachsenes Aktivitäts- und Produktivitätspotential aus. Drei zentrale gesellschaftliche Entwicklungen sind hierbei von Bedeutung:

1. Verbesserung der allgemeinen Lebenslage im Alter: Ältere Menschen wechseln heute unter besseren Voraussetzungen in den Ruhestand. Sie weisen im Durchschnitt einen besseren Gesundheitszustand, größere materielle und finanzielle Ressourcen und damit eine größere ökonomische Unabhängigkeit und eine bessere finanzielle Absicherung sowie ein deutlich höheres Bildungsniveau auf, als die Älteren vor wenigen Jahrzehnten (z.B. Künemund 2006).
2. Anstieg der aktiven Lebenserwartung: Die Lebensspanne im Alter hat sich deutlich verlängert und insbesondere

<sup>1</sup> Im Zuge der deutschen Rentenreform von 1957 wurde innerhalb des Systems der Alterssicherung die dynamische Rente eingeführt. Die Höhe der Altersrente wurde an das persönliche Einkommen und an die allgemeine Entwicklung der Löhne gekoppelt. Diese staatlich gewährleistete Versorgung im Alter führte zu einer deutlichen Verbesserung der finanziellen Absicherung im Alter. Die Kosten zur Lebenshaltung konnten durch die einkommensbezogenen Renten abgedeckt werden, so dass die älteren Menschen von nun an die ökonomische Möglichkeit auf einen Ruhestand ohne Erwerbstätigkeit hatten. Gleichzeitig entstand damit aber auch die allgemeine Erwartung an die älteren Erwerbspersonen, ab einem gewissen Rentenalter aus dem Erwerbsleben auszusteigen, den jüngeren Generationen Platz zu machen und den „wohlverdienten Ruhestand“ anzutreten (Göckenjan 2007). In der Gesellschaft entwickelte sich vielmehr noch eine soziale Norm, in der das Alter als eine Zeit definiert wurde, in der die Menschen die Erwerbstätigkeit beenden und Freizeit haben.



die Lebensjahre zwischen dem Austritt aus dem Erwerbsleben und dem Einstieg in die Hochaltrigkeit werden zunehmend in guter gesundheitlicher Verfassung verbracht. Die aktive Lebenserwartung ist gestiegen (Klein/Unger 2002). Ältere Menschen, die heute den Ruhestand antreten, können länger als je zuvor ein aktives und eigenverantwortliches Leben nach dem Beruf führen und die Ruhestandsphase ganz neu gestalten.

3. Verlängerung der Ruhestandsphase: Der gesellschaftliche Trend zur Frühverrentung und der Anstieg der durchschnittlichen Lebenszeit führten zu einer deutlichen Verlängerung der Phase des Ruhestandes. Während früher die älteren Menschen nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben meist nur wenige Lebensjahre erwarten konnten, haben die Älteren von heute noch einen langen Lebensabschnitt vor sich. Sie verfügen heute über mehr Alterszeit (Künemund 2006).

Die Verlängerung der Ruhestandsphase, die verbesserte allgemeine Lebenslage und insbesondere der Gewinn aktiver Lebensjahre führen zu einem Anstieg der Ressourcen des Alter(n)s: die heutigen Älteren leben länger, verfügen auch über mehr Zeit, sind gesünder, gebildeter, wohlhabender und aktiver als je zuvor. Dies eröffnet den älteren und alten Menschen von heute und morgen zunehmend die Chance, länger ein aktives, eigenverantwortliches Leben zu führen und durch eine Beteiligung an produktiven Aktivitäten auch nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten. Diesen produktiven Potentialen der Älteren und den entsprechenden produktiven nachberuflichen Tätigkeitsfeldern wird zunehmend mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Neue, positive Perspektiven des Alter(n)s prägen heute verstärkt die Diskurse der Gerontologie. Das Konzept des produktiven Alter(n)s stellt hierfür das zentrale Beispiel dar.

### Das Leitbild Produktives Alter(n)

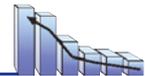
Das Konzept des produktive Alter(n)s wurde in den 1980er Jahren von R. Butler eingeführt, der damit ein neues Leitbild für das Alter(n) formulierte (Erlinghagen 2008). Es sollte dem vorherrschenden negativen Bild älterer Menschen eine positive Perspektive gegenüberstellen und der verbreiteten Ansicht widersprechen, Ältere seien eine wirtschaftlich inaktive, unproduktive Gruppe, die als passive Empfänger sozialer Transferleistungen eine bloße Belastung für die sozialen Sicherungssysteme darstellen und vorrangig durch Krankheit, Abhängigkeit und fehlende Nützlichkeit gekennzeichnet

sind (z.B. Caro 2008). Im Mittelpunkt dieser Perspektive stehen vielmehr die gestiegenen Produktivitätspotentiale älterer Menschen und die produktiven Tätigkeiten der „neuen, aktiven Alten“ während der Ruhestandsphase, mit denen ein wichtiger gesellschaftlicher Beitrag geleistet wird.

Obwohl das Leitbild des produktiven Alter(n)s als eine willkommene Entwicklung der Gerontologie immer mehr Aufmerksamkeit erlangt hat und mittlerweile zu einem wichtigen Schlagwort geworden ist, liegt diesem Konzept bis heute keine angemessene theoretische Basis zugrunde. Ganz allgemein beschäftigt sich das Produktive Alter(n) mit den Aktivitäten Älterer, die in irgendeiner Weise produktiv sind. Was genau unter „Älteren“ oder unter „produktiv“ verstanden wird, liegt sozusagen immer noch „im Auge des Betrachters“. So existieren verschiedene Definitionen mit großen Unterschieden hinsichtlich der Breite und Dimensionen produktiver Tätigkeiten, die berücksichtigt werden. Zudem variieren sie in der Länge der jeweiligen betrachteten Altersspanne.

Die Frage, welche Tätigkeiten als produktiv zu bezeichnen sind und welche nicht, ist keinesfalls leicht zu beantworten. Zuerst ist „Produktivität“ ein durch die Ökonomie geprägter Begriff. Und in der Ökonomie ist die Erwerbsbeteiligung das Kennzeichen der individuellen Produktivität (z.B. Dosman et al. 2006). So besteht weitestgehend Einigkeit darüber, die bezahlte Erwerbsarbeit generell als eine produktive Tätigkeit zu bezeichnen. Schwierig wird es allerdings bei Tätigkeiten, die ohne Bezahlung oder im informellen Bereich stattfinden. Die Pflegeleistung als eine bezahlte professionelle Dienstleistung wird beispielsweise ohne jeden Zweifel als eine produktive Tätigkeit bezeichnet. Wie sieht es aber mit der Pflege eines Angehörigen im privaten Bereich, die ohne eine Bezahlung geleistet wird, aus? Handelt es sich auch hier um eine produktive, oder doch eher um eine unproduktive Tätigkeit? Und wie sieht es mit der Hausarbeit aus? Erbringt eine Hausfrau, die sich tagein und tagaus um Haushalt, Kinder, Einkauf und vieles mehr kümmert, nie eine produktive Tätigkeit, da sie keiner bezahlten Arbeit nachgeht?

Das problematische an der Bestimmung produktiver Tätigkeiten ist, dass neben dem finanziellen Wert einer Tätigkeit kein angemessener alternativer Indikator der Produktivität existiert (Dosman et al. 2006). Unbezahlte Tätigkeiten im informellen Bereich, die nach dem Übergang in den Ruhestand geleistet werden, werden aus diesem Grund in vielen Fällen nicht berücksichtigt. Wenn wir aber über Ältere im Ruhestand sprechen, stellt die bloße bezahlte Arbeit – also



die Erwerbsbeteiligung der Ruheständler – keinen angemessenen Indikator der Produktivität dar.

Entsprechend dem Leitbild des produktiven Alter(n)s werden in der Regel solche Tätigkeiten der älteren Menschen als produktiv angesehen, die ökonomisch bestimmbare Werte für andere Personen schaffen (Künemund 2005). So definieren beispielsweise Hank und Erlinghagen (2008) produktive Tätigkeiten mit Hilfe des „Dritt-Personen-Kriteriums“: Tätigkeiten sind produktiv, wenn deren Leistungen auch von Dritten gegen eine Bezahlung erbracht werden kann und so im gewissen Sinne marktfähig sind. Produktivität wird in diesem Fall als Arbeit verstanden. Unbezahltes ehrenamtliches oder freiwilliges Engagement der Älteren, Pflege Tätigkeiten, (Enkel-)Kinderbetreuung oder informelle Hilfeleistungen (z.B. Nachbarschaftshilfe) sind nach dieser Definition Tätigkeiten mit einem bestimmbar ökonomischen Wert und können dementsprechend als produktiv bezeichnet werden.

Wenn bei der Definition produktiver Tätigkeiten auch Bereiche außerhalb des Arbeitsmarktes zugelassen werden, zeigt sich, dass ein großer Teil der älteren Menschen auch nach dem Übergang in den Ruhestand in einem oder auch in mehreren nachberuflichen Tätigkeitsfeldern weiterhin produktiv bleibt: sie beteiligen sich in Vereinen, Verbänden oder Organisationen, übernehmen freiwillige Aufgaben und Funktionen und engagieren sich ehrenamtlich, leisten eine Pflege

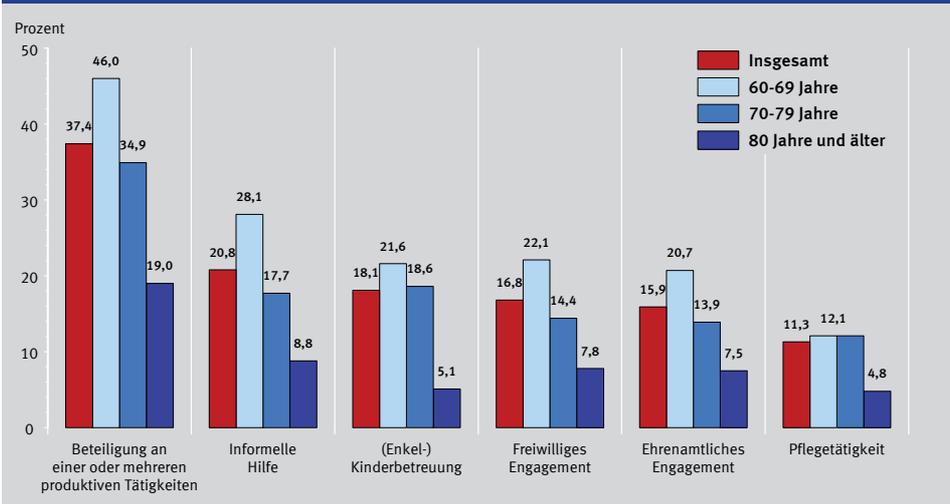
getätigkeit, betreuen die eigenen Enkelkinder oder engagieren sich in der Nachbarschaft. Die Beteiligungsrate erreicht dabei Werte zwischen 11 (Pflege Tätigkeit) und 21% (informelle Hilfe, vgl. Abbildung). Bei der gemeinsamen Betrachtung aller Tätigkeiten zeigt sich, dass im Jahr 2008 insgesamt gut ein Drittel (37,4%) der 60-Jährigen und älteren Personen im Ruhestand eine oder mehrere produktive Tätigkeiten ausübt. Die Beteiligung der Älteren nimmt zwar mit zunehmendem Alter ab, liegt aber insbesondere bei den 60- bis 69-Jährigen zunächst auf sehr hohem Niveau.

Dagegen zeigt sich ab dem 80. Lebensjahr ein besonders deutlicher Rückgang der Beteiligung. Mit ihren Tätigkeiten leisten insbesondere die 60- bis 69-Jährigen Ruheständler einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag. So können beispielsweise durch die Pflege- und Betreuungstätigkeiten ehrenamtlich Engagierter Pflegekosten eingespart werden (z.B. Schneekloth/Wahl 2006). Es sind somit wichtige und sozial nützliche Leistungen von denen erwartet werden kann, dass sie zur Reduzierung der durch die Bevölkerungsalterung hervorgerufenen „Altenlast“ und einer Unterstützung des Sozialstaats beitragen (Erlinghagen 2008). Die produktiven Tätigkeiten der Älteren leisten somit auch einen Beitrag zur Aufrechterhaltung der Solidarität zwischen den Generationen.

Eine Sonderstellung nehmen die Hand-, Garten- oder

Hausarbeiten ein – Tätigkeiten, die auch noch bis ins hohe Alter weit verbreitet sind. Da diese Leistungen auch von anderen Personen gegen eine Bezahlung erbracht werden können, handelt es sich hierbei genaugenommen ebenfalls um produktive Tätigkeiten älterer Menschen. In der Regel werden diese Tätigkeiten jedoch nicht berücksichtigt, da Unklarheit über das Ausmaß besteht, zu dem die Haus-, Garten- oder Handarbeit, die eine ältere Person nicht erledigt, von einer anderen Person übernommen werden muss. Umstritten ist damit, inwieweit ältere Menschen mit diesen Tätigkeiten einen gesellschaftlichen Beitrag leisten (können).

Abbildung: Die Verteilung der produktiven Tätigkeiten im Ruhestandsalter <sup>a</sup> (in %)



Datenquelle: Deutscher Alterssurvey (DEAS), Basisstichprobe 2008, gewichtete Daten, eigene Berechnungen, grafische Darstellung: BiB

BiB

<sup>a</sup> 60-jährige und ältere Befragte im Ruhestand

<sup>b</sup> Das ehrenamtliche Engagement bezieht sich auf Personen, die in einer Gruppe/Organisation oder in einem Verein/Verband, in der/dem sie Mitglied sind, auch eine Funktion ausüben oder ein Ehrenamt innehaben. Das freiwillige Engagement berücksichtigt darüber hinaus auch solche ehrenamtlichen Tätigkeiten, die ohne eine Anbindung an eine Gruppe/Organisation oder einen Verein/Verband stattfinden.



Obwohl in der Regel der ökonomische Wert der produktiven Tätigkeit auch bei dem Leitbild des produktiven Alter(n)s im Vordergrund steht, gibt es neben den bereits dargestellten Definitionen auch solche, deren Fokus auf der psychologischen Bedeutung der Produktivität liegt. Der Unterschied liegt hierbei insbesondere in der Breite der berücksichtigten Dimensionen. So kann beispielsweise nach Lehr (2000: 242) jede Aktivität als produktiv bezeichnet werden, „die der Erhaltung der eigenen Selbständigkeit im Alter, also einem »möglichst gesunden Altern«“ dient. Denn solche Aktivitäten erhöhen nicht nur die Lebensqualität der älteren Menschen, sie kommen auch der Familie und Gesellschaft zugute, da sie somit nicht „zur Last fallen“ und wiederum Pflegekosten eingespart werden können. Die Aufrechterhaltung der selbständigen und unabhängigen Lebensführung im Alter wird in diesem Sinne ebenfalls als ein sozial nützlich Verhalten betrachtet und kann deshalb als produktiv bezeichnet werden. Entsprechend dieser Sichtweise können so, neben den bereits genannten Tätigkeiten, auch noch Fort- und Weiterbildungstätigkeiten der Älteren, gesundheitsfördernde oder -erhaltende Maßnahmen wie eine aktive sportliche Betätigung oder das Spaziergehen, politischen Aktivitäten oder sogar das Lösen von Denksportaufgaben zu den produktiven Tätigkeiten Älterer gezählt werden.

Deutlich wird dabei, dass die Trennung zwischen produktiven und nicht produktiven Tätigkeiten oft unscharf bleibt. Je nach Standpunkt des Betrachters kann beispielsweise das Lösen von Sudoku entweder als Hobby und damit als eine konsumtive, nicht produktive Tätigkeit angesehen werden oder aber als eine Aktivität, die den Geist fit hält, damit die eigene Selbständigkeit fördert und somit produktiv ist. Innerhalb der Gerontologie existiert keine einheitliche Definition des produktiven Alter(n)s, sondern es werden unterschiedlich enge Definitionen verwendet und als Folge dessen unterschiedliche Dimensionen produktiver Tätigkeiten berücksichtigt. Bis hierhin wurde nur der gesellschaftliche Wert produktiver Tätigkeiten berücksichtigt. Sie stellen aber nicht nur sozial nützliche Leistungen dar, die einen gesellschaftlichen Vorteil mit sich bringen und deshalb für die Gesellschaftsentwicklung bedeutend sind. Das Leitbild des produktiven Alter(n)s findet zunehmend auch deshalb immer stärker Beachtung, da die Empirie eindrucksvoll zeigen

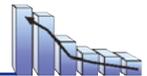
konnte, dass einige produktive Tätigkeiten für die Menschen selbst von Vorteil sind (Erlinghagen 2008). Denn durch produktive Aktivitäten können soziale Isolation, Einsamkeit und Beschäftigungslosigkeit im Alter verhindert, eigene Kompetenzen erweitert, das subjektive Wohlbefinden erhöht und die Gesundheit und somit die gesamte Lebensqualität der älteren Menschen verbessert werden (z.B. Choi 2003). Das Alter bis zu einem gewissen Maß aktiv und produktiv zu gestalten, kann also nicht nur als ein gesellschaftliches, sondern auch als ein individuelles Bedürfnis angesehen werden.

### Diskussion

Fest steht: Unsere stark alternde Gesellschaft wird zukünftig auf die Potentiale der Älteren nicht mehr verzichten können. Allerdings muss das Alter hierbei differenziert betrachtet werden. So kann heute aufgrund der deutlichen Verlängerung der Lebensspanne im Alter innerhalb der Altersphase zwischen einem dritten und vierten Alter unterschieden werden (Backes/Clemens 2008). Das dritte Alter umfasst in der Regel die Zeitspanne zwischen dem Übergang in den Ruhestand bis hin zu einer beginnenden Pflegebedürftigkeit und dem Eintritt in die Gebrechlichkeit, Krankheit und Abhängigkeit. Es kann aus diesem Grund auch als ein chancenreiches Alter beschrieben werden, da in dieser Phase die Jahre überwiegend in guter gesundheitlicher Verfassung verbracht werden. Das vierte abhängige Alter wird dagegen durch die beginnende Pflegebedürftigkeit und ein eingeschränktes Funktionsvermögen definiert (z.B. Wahren-dorf/Siegrist 2008)<sup>2</sup>. Während zu erwarten ist, dass das vierte Alter zukünftig verstärkt den Charakter einer Herausforderung annehmen wird (man denke dabei an die steigende Pflegebedürftigkeit), ist es vor allem das dritte Alter, das als eine Chance wahrgenommen werden kann. Zukünftig wird es deshalb insbesondere darum gehen, die produktiven Potentiale dieser jungen chancenreichen Alten stärker zu nutzen.

So richtet sich an die heutigen jungen Alten zunehmend die gesellschaftliche Erwartung einer produktiv gestalteten Altersphase. Es wird stärker die (Mit-)Verantwortung der älteren Menschen für eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung betont (Hank/Erlinghagen 2008). Und auch die Politik reagiert bereits auf die wahrgenommenen Potentiale des

<sup>2</sup> Stellenweise wird heute bereits die Altersphase dreigeteilt: in das dritte chancenreiche Alter, das vierte eingeschränkte Alter und das abhängige fünfte Alter. Die zusätzliche eingeschränkte Altersphase stellt dabei eine Transformationsphase zwischen der Zeit dar, in der die Menschen noch größtenteils gesund und aktiv sind und der Zeit, in der bereits die Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit eintritt (z.B. Schroeter/Künemund 2010).



Alter(n)s und verfolgt in den letzten Jahren verstärkt das Ziel, geeignete Strategien und Maßnahmen zu entwickeln, durch welche die Potentiale unserer älteren Bevölkerung besser gefördert und genutzt werden können (z.B. BMFSFJ 2005). So stehen beispielsweise spätestens seit der vor kurzem aufgekommenen Diskussion über den drohenden Fachkräftemangel in Deutschland die produktiven Potentiale der älteren Arbeitnehmer im Mittelpunkt der Wirtschaft und der Politik. Denn auf dem Arbeitsmarkt werden die Veränderungen aufgrund des demografischen Wandels bereits in naher Zukunft gravierend sein. Das Angebot an Arbeitskräften wird in Folge der schrumpfenden Bevölkerung abnehmen, gleichzeitig werden die Erwerbstätigen weiter altern (Börsch-Supan/Wilke 2007). Die Auswirkungen dieser Entwicklungen werden sich verstärkt bemerkbar machen, wenn in 10 bis 20 Jahren die geburtenstarken Jahrgänge der Babyboomer in Rente gehen. Der allgemeine Druck, die Arbeitnehmer länger im Erwerbsleben zu halten, wächst. Zukünftig wird es deshalb vor allem darum gehen, durch eine Altenpolitik, die verstärkt an den individuellen Gegebenheiten der älteren Bevölkerung ausgerichtet ist, flexible und bedarfsgerechte Möglichkeiten für eine Erwerbstätigkeit über das rechtliche Rentenalter hinaus zu ermöglichen.

Mit dem Leitbild des produktiven Alterns werden die Potentiale, die Fähigkeiten und Erfahrungen älterer Menschen betont und die Beteiligung an produktiven Tätigkeiten außerhalb des Arbeitsmarktes steht im Vordergrund. Auch die politische Aufmerksamkeit sollte nicht nur auf dem Arbeitsmarkt liegen, sondern alle Bereiche des produktiven Alter(n)s gleichermaßen berücksichtigen. Zwar wird in den letzten Jahren zunehmend eine Stärkung des ehrenamtlichen und freiwilligen Engagements der älteren Bevölkerung gefordert und auch die wichtiger werdende Rolle älterer Menschen bei der Pflege angesichts einer stetig steigenden Pflegebedürftigkeit wahrgenommen, viele Dimensionen produktiver Tätigkeiten aber werden weitestgehend vernachlässigt. Um aber den individuellen Gegebenheiten der Älteren gerecht zu werden und so angemessene Beteiligungsmöglichkeiten für ältere Menschen schaffen zu können, sollten zudem auch die informellen Hilfeleistungen oder die Enkelkinderbetreuung und selbst solche Tätigkeiten, die dem „bloßen“ Erhalt der eigenen Selbstständigkeit dienen, als weitere Bereiche des produktiven Alter(n)s gestärkt werden. Wichtig sind in diesem Zusammenhang vor allem eine differenzierte Betrachtung der Altersphase und ein realistisches Altersbild.

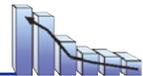
Auch wenn das neue positive Leitbild des produktiven Alter(n)s wichtig ist und willkommene Entwicklungen nach sich gezogen hat, muss es dennoch mit Sorgfalt verwendet werden. Denn wann immer über produktives Alter(n) gesprochen wird, werden damit unweigerlich Kriterien zur Erreichung dessen formuliert und es entsteht die Gefahr, normative Maßstäbe der Produktivität und Unproduktivität zu setzen (Schroeter 2002). Die Einteilung unterschiedlicher Tätigkeiten in produktiv und nicht produktiv führt unter anderem auch dazu, dass andere (konsumtive) Aktivitäten oder Personen, die sich nicht an den produktiven Tätigkeiten beteiligen wollen beziehungsweise die sich nicht mehr beteiligen können, als unproduktiv und letztendlich als für die Gesellschaft „schädlich“ stigmatisiert werden (schädlich, da sie keine produktiven Beiträge zur Verringerung der Alterslast leisten; Erlinghagen 2008). Das Konzept des produktiven Alter(n)s sollte nicht als Anlass dafür genommen werden, nicht produktive aktive Menschen zu stigmatisieren oder ältere Menschen für die Gesellschaft auszubeuten. Und es sollte auch nicht dazu führen, dass die Produktivität im Alter zu einer generellen normativen Verpflichtung erhoben wird. Es sollte nicht darum gehen, ältere Menschen zu längeren Lebensarbeitszeiten zu verpflichten, sondern vielmehr darum, Möglichkeiten und Anreize in allen Bereichen produktiver Tätigkeiten zu schaffen und zu fördern (z.B. Bass/Caro 2001). Jedem Menschen sollte das Recht zugestanden werden, die Altersphase entsprechend der eigenen Bedürfnisse und des individuellen Alterungsprozesses zu gestalten. Für einige wird dies die Beteiligung an produktiven Tätigkeiten beinhalten, für andere nicht.

#### Literatur

- Angus, Jocelyn; Reeve, Patricia 2006: „Ageism: A Threat to 'Aging Well' in the 21st Century“. *Journal of Applied Gerontology* 25 (2): 137-152.
- Backes, Gertrud M. 1997: *Alter(n) als „Gesellschaftliches Problem“? Zur Vergesellschaftung des Alter(n)s im Kontext der Modernisierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang 2008: *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. 3. Auflage München: Juventa Verlag
- Bass, Scott A.; Caro, Francis G. 2001: *Productive Aging: A Conceptual Framework*. In: Morrow-Howell, Nancy; Hinterlong, James; Sherraden, Michael Wayne (Ed.): *Productive aging. Concepts and challenges*. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press: 37-78.



- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) 2005: Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin: BMFSFJ.
- Börsch-Supan, Axel; Wilke, Christina W. 2007: „Szenarien zur mittel- und langfristigen Entwicklung der Anzahl der Erwerbspersonen und der Erwerbstätigen in Deutschland.“ MEA Discussionpaper 153, Universität Mannheim.
- Caro, Francis G. 2008: „Produktives Altern und ehrenamtliches Engagement in den USA. Konzeptuelle Überlegungen, empirische Befunde und Implikationen für die Politik“. In: Erlinghagen, Marcel; Hank, Karsten (Hrsg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 75-90.
- Choi, Lona H. 2003: „Factors Affecting Volunteerism Among Older Adults“. *Journal of Applied Gerontology* 22 (2): 179-196.
- Dosman, Donna; Fast, Janet; Chapmann, Sherry Anne; Keating, Norah 2006: „Retirement and Productive Activity in Later Life“. *Journal of Family and Economic Issues* 27(3): 401-419.
- Erlinghagen, Marcel 2008: „Informelle Arbeit in alternden Gesellschaften. Möglichkeiten und Grenzen des ‚produktiven Alterns‘“. *Schmollers Jahrbuch* 128: 237-259.
- Göckenjan, Gerd 2007: „Zur Wandlung des Altersbildes seit den 1950er Jahren im Kontext und als Folge der Großen Rentenreform von 1957“. *Deutsche Rentenversicherung* 62: 125-142.
- Hank, Karsten; Erlinghagen, Marcel 2008: „Produktives Altern und informelle Arbeit. Stand der Forschung und Perspektiven“. In: Erlinghagen, Marcel; Hank, Karsten (Hrsg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 9-24.
- Klein, Thomas; Unger, Rainer 2002: „Aktive Lebenserwartung in Deutschland und in den USA. Kohortenbezogene Analysen auf Basis des Sozio-ökonomischen Panel und der Panel Study of Income Dynamics“. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 35(6): 528-539.
- Kohli, Martin 1985: „Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie*: 37, 1-29
- Kruse, Andreas; Schmitt, Eric 2005: „Ist in der heutigen Gesellschaft eine Diskriminierung des Alters erkennbar? - Ein empirischer Beitrag zum Ageism“. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 38(1): 56-64.
- Künemund, Harald 2005: „‚Produktive‘ Tätigkeiten“. In: Kohli, Martin; Künemund, Harald (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. 2. erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 277-317.
- Künemund, Harald 2006: „Tätigkeiten und Engagement im Ruhestand“. In: Tesch-Römer, Clemens; Engstler, Heribert; Wurm, Susanne (Hrsg.): Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 289-327.
- Lehr, Ursula 2000: *Psychologie des Alterns*. 9. Auflage. Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Schneekloth, Ulrich; Wahl, Hans-Werner (Hrsg.) 2006: *Selbständigkeit und Hilfebedarf bei älteren Menschen in Privathaushalten. Pflegearrangements, Demenz, Versorgungsangebote*. Stuttgart: Kohlhammer GmbH.
- Schroeter, Klaus R. 2002: „Zur Allodoxie des ‚erfolgreichen‘ und ‚produktiven Alterns‘“. In: Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (Hrsg.): *Zukunft der Soziologie des Alter(n)s*. Opladen: Leske + Budrich: 85-109.
- Schroeter, Klaus R.; Künemund, Harald 2010: „Alter‘ als Soziale Konstruktion – eine soziologische Einführung“. In: Aner, Kirsten; Karl, Ute (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 393-401.
- Tews, Hans Peter 1996: „Produktivität im Alter“. In: Baltes, Margret; Montada, Leo (Hrsg.): *Produktives Leben im Alter*. Frankfurt a.M. (u.a.). Campus Verlag: 184-210.
- Wahrendorf, Morten; Siegrist, Johannes (2008): „Soziale Produktivität und Wohlbefinden im höheren Lebensalter“. In: Erlinghagen, Marcel; Hank, Karsten (Hrsg.): *Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 51-74.



Martina Voß

## Internationale Migration. Ergebnisse der UN World Population Prospects 2008

Nach Einschätzungen der UN lebten Mitte 2010 weltweit 214 Millionen Menschen in Staaten, in denen sie nicht geboren wurden – 20 Jahre zuvor lag die Zahl noch bei 155,5 Millionen. Prognosen der „International Organisation for Migration“ und der UN deuten darauf hin, dass bis zum Jahr 2050 405 Millionen Menschen weltweit als Migranten leben. Die Gründe für diese Entwicklung liegen unter anderem in demografischen Disparitäten, den Auswirkungen von Umweltkatastrophen bzw. ökologischen Veränderungen sowie in neuen globalen politischen und ökonomischen Dynamiken, die die Menschen veranlassen, ihr Heimatland zu verlassen. Dazu kommen Fluchtbewegungen aus politisch instabilen Ländern, wie es derzeit in Nordafrika und dem Nahen Osten beobachtet werden kann. Diese Entwicklung war für die UN vor über 10 Jahren Anlass, einmal im Jahr – jeweils am 18. Dezember –, einen „Internationalen Tag der Migranten“ ins Leben zu rufen. An diesem Tag werden bei einer Sitzung der UN-Vollversammlung die Rechte von Migranten und ihren Familien bekräftigt und es wird an die Mitgliedsstaaten appelliert, diese bei der Gestaltung der politischen Rahmenbedingungen für Migranten und ihre Familienangehörigen von der UN-Vollversammlung bestätigen zu lassen. So betonte der UN-Generalsekretär zum Migrantentag am 18. Dezember 2010 besonders die Auswirkungen der Wirtschaftskrise für die Lage der Migranten und er beschrieb auch die Rolle, die die Migranten für das Wachstum der globalen Wirtschaft spielten. Es gelte besonders in ökonomischen Krisenzeiten die Rechte der Migranten zu stärken, gerade in Ländern, wo sie ausgebeutet und unterdrückt werden. Migration bleibt also auch zukünftig ein konstantes und dynamisches Phänomen, das von der UN in regelmäßig aktualisierten Berichten zur Weltbevölkerung seit Jahren untersucht wird.

In den von den Vereinten Nationen im Rahmen der 2008er Revision veröffentlichten Daten zur Weltbevölkerungsentwicklung bestätigen sich die bereits seit mehreren Jahren beobachtbaren Entwicklungstendenzen weiter: die Menschen wandern – global betrachtet – überwiegend von Süd nach

Nord, von den weniger entwickelten Ländern in die Industriestaaten. Was bei der Betrachtung der Wanderungssalden allerdings weniger deutlich wird, ist die Stärke, die wechselseitige, häufig komplexe Muster bildende Wanderungsströme in einer Region erreichen können. Am Beispiel von Ostafrika soll deren Ausmaß deutlich gemacht werden.

Wanderungen, also „räumliche“ Bevölkerungsbewegungen sind neben den sogenannten „natürlichen“ Bevölkerungsbewegungen durch Fertilität und Mortalität die dritte wichtige Einflussgröße für die Entwicklung einer Bevölkerung. Gerade im Zeitalter der Globalisierung und des damit verbundenen leichteren und kostengünstigeren Zugangs für weltweit immer mehr Menschen zu Informations-, Kommunikations- und vor allem auch Verkehrsmitteln spielen internationale, also Ländergrenzen überschreitende Wanderungen eine wichtige Rolle. Die Gründe für Migration sind dabei vielfältig und reichen von „freiwilliger“ Wanderung vor allem aus ökonomischen Gründen bis hin zu „unfreiwilliger“ Wanderung aufgrund von Kriegen, politischer Verfolgung, Naturkatastrophen und ähnlichem. Oftmals gestaltet sich eine klare Abgrenzung der beiden Bereiche allerdings als schwierig (Pries 2008: 7). Besonders in den letzten Jahrzehnten kommt dabei der staatlichen Steuerung, das heißt in der Regel vor allem der Beschränkung von Zuwanderung, eine wichtige Rolle bei der Moderation von regional stark divergierenden Wanderungsmustern zu.

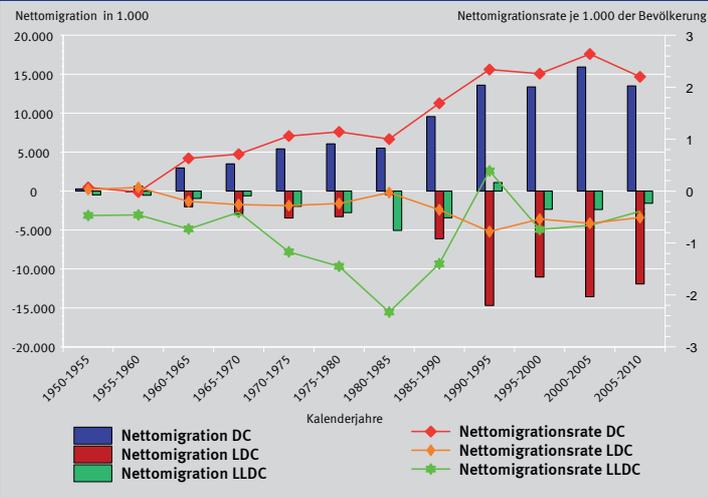
Durch internationale Wanderungen verändert sich die Bevölkerungsstruktur sowohl im Herkunfts- als auch im Ziel-land. Insbesondere die Arbeitsmigration ist nach Geschlecht, Alter und Bildungsstand hoch selektiv: es wandern in der Regel vor allem jüngere Menschen, je nach Anforderungen des Arbeitsmarktes der Zielregion mehr oder weniger gut ausgebildet und eher männlich oder weiblich. Aufgrund des demografischen Effekts von Zuwanderung überwiegend Jüngerer wird neben der aktuellen Bevölkerungsstruktur auch die zukünftige Bevölkerungsentwicklung eines Raumes (vor allem der Industrieländer) von internationaler Wanderung beeinflusst.

### Datengrundlage

Internationale Wanderungen sind aufgrund der unterschiedlichen Verfügbarkeit und Qualität von Meldesystemen



**Abbildung 1: Entwicklung von Nettomigration und Nettomigrationsrate, 1950/55 bis 2005/2010**

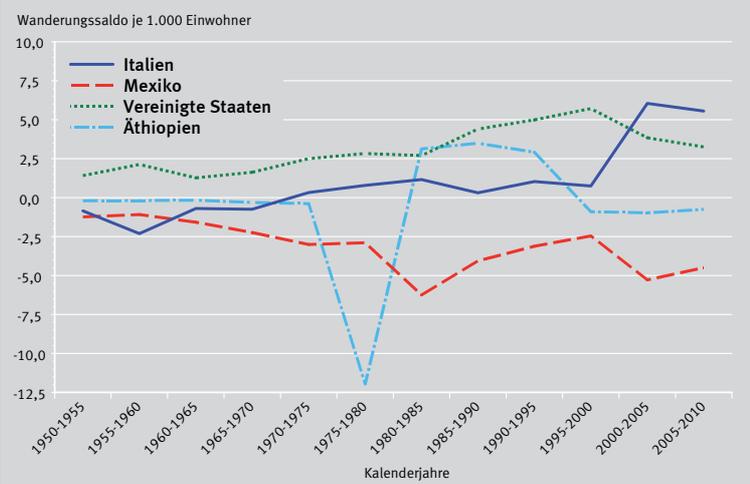


Datenquelle: World Population Prospects, The 2008 Revision, grafische Darstellung: BiB

BiB

schwer zu erfassen. In der aktuellen Auflage der „World Population Prospects“ aus dem Jahr 2008 macht die UN Bevölkerungsabteilung erstmals genauere Angaben dazu, wie ihre Daten zur internationalen Migration gewonnen wurden. In einigen wenigen Ländern beruhen sie demnach auf von den Ländern geführten Wanderungsstatistiken. In vielen anderen Staaten hingegen stellt Migration eine „Restgröße“ dar, die sich als Differenz zwischen der natürlichen Bevölkerungsentwicklung durch Fertilität und Mortalität und der tatsächlichen Bevölkerungszahl ergibt. In anderen, vor allem vielen weniger entwickelten Ländern bedient die UN sich ergänzend der Daten von internationalen Organisationen, wie beispielsweise der UN-Flüchtlingskommission.

**Abbildung 2: Nettowanderungsraten ausgewählter Länder im Vergleich 1950/55 – 2010**



Datenquelle: World Population Prospects, The 2008 Revision, grafische Darstellung: BiB

Internationale Wanderungen sind (wie keine andere Einflussgröße der Bevölkerungsentwicklung) sehr stark abhängig von aktuellen, häufig kaum vorhersehbaren Ereignissen. Das gilt insbesondere für erzwungene Wanderungen aufgrund von Kriegen, Naturkatastrophen oder ähnlichem. Aus diesem Grund ist es sehr schwierig, Prognosen über die künftige Entwicklung von Wanderungsbewegungen aufzustellen. In den von den UN getroffenen Modellrechnungen zur Entwicklung der Bevölkerung wird daher meist von über längere Zeit relativ konstant bleibenden Wanderungszahlen ausgegangen. Lediglich für Länder, die aktuell aufgrund besonderer Ereignisse von kurzfristigen Schwankungen betroffen zu sein scheinen, werden für die folgenden Jahre abweichende Wanderungssalden unterstellt. Dies ist beispielsweise in Ländern der Fall, bei denen davon ausgegangen wird, dass in einem bestimmten Zeitraum

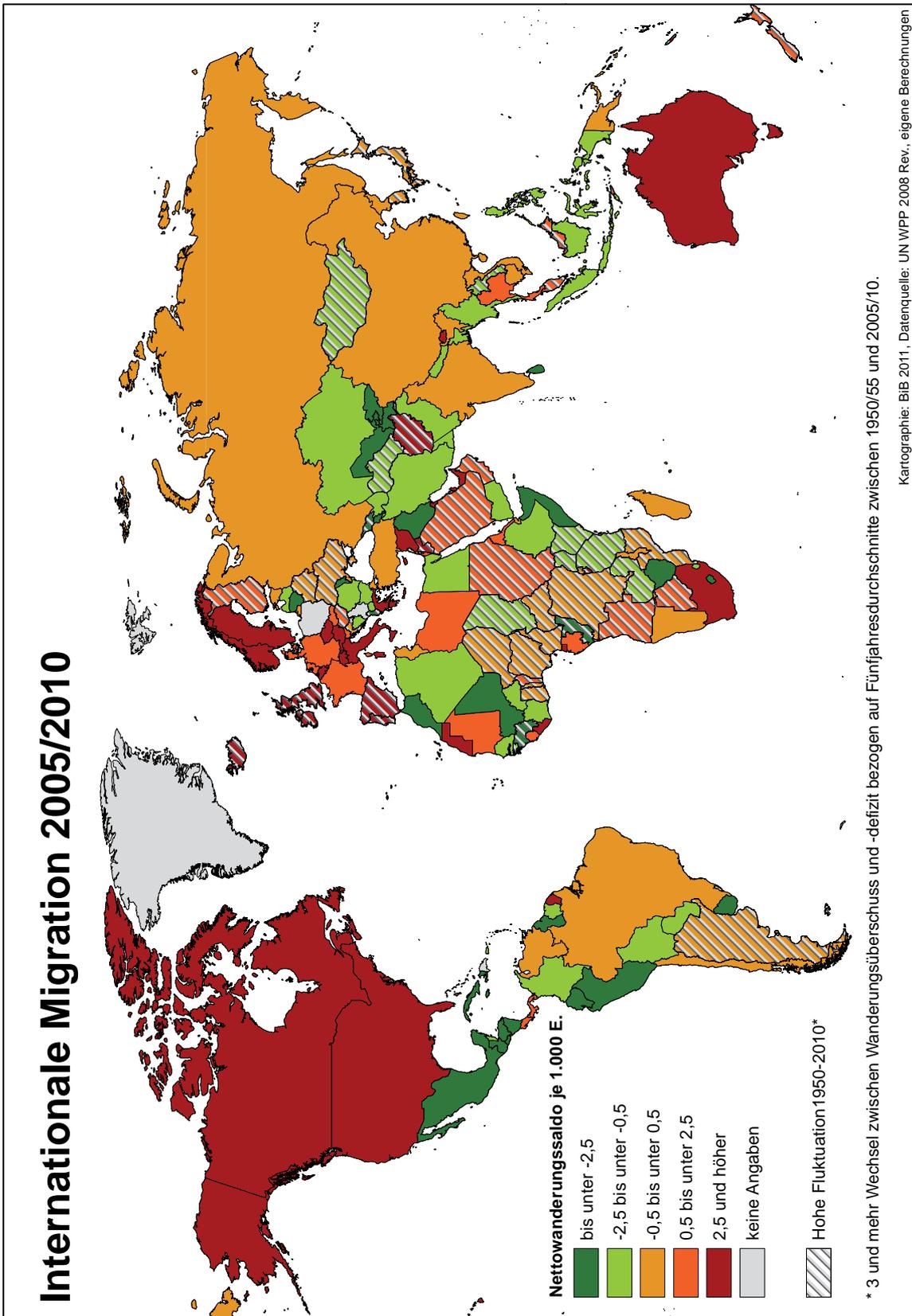
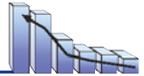
große Flüchtlingspopulationen in ihre Heimatländer zurückkehren.

Trotz der geschilderten methodischen Probleme der Datenquelle sind die von den UN im Rahmen der World Population Prospects bereitgestellten Wanderungsdaten die einzige umfassende Datenquelle, aufgrund derer sich Aussagen über globale Wanderungsmuster treffen lassen.

### Entwicklung internationaler Wanderungen, 1950 bis heute

Im Verlauf der letzten 60 Jahre ist eine deutliche Steigerung der Nettowanderungsraten vor allem zwischen den entwickelten und den weniger entwickelten Ländern zu beobachten. In den am wenigsten entwickelten Ländern hingegen befindet sie sich heute nach einigen Schwankungen wieder auf einem ähnlichen (niedrigen) Niveau der Abwanderung wie 1960/65. Da die Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten insgesamt aber deutlich gewachsen ist, hat die absolute Nettowanderungsbilanz in den letzten Jahrzehnten dennoch zugenommen (vgl. Abb. 1). Großräumig betrachtet bedeutet dies also, dass immer mehr Menschen aus den Entwicklungsländern in die Industrieländer wandern.

Auf kleinräumigerer Ebene ergibt sich allerdings ein deutlich differenzierteres Bild (vgl. Karte). Zum einen lassen sich hier die „klassischen Einwanderungsländer“ wie die USA (vgl. Abb. 2), Kanada oder Australien erkennen, die über den ganzen





betrachteten Zeitverlauf hinweg relativ hohe positive Nettowanderungsraten verzeichnen. Im aktuellen Zeitraum 2005 bis 2010 zählen neben diesen vor allem die Süd-, West- und Nordeuropäischen Länder, Südafrika und einige kleinere afrikanische Staaten sowie – mit Ausnahme des Jemens und des Irans – die erdölfördernden Länder der arabischen Halbinsel und die wirtschaftlich starken Stadtstaaten in Asien und Südostasien (Macao, Hongkong, Singapur) sowie Afghanistan zu den Ländern mit den höchsten Nettowanderungsraten.

Andere Länder wie Mexiko (vgl. Abb. 2) und viele andere Staaten, vor allem in Lateinamerika, Afrika oder Asien, aber auch im östlichen Mitteleuropa und Südosteuropa weisen hingegen kontinuierlich negative Wanderungssalden auf. Die höchsten Abwanderungsraten verzeichnen aktuell einige kleinere, im Pazifik gelegene Inselstaaten.

Bei einer anderen Gruppe von Ländern hat im Laufe der Zeit ein Wandel vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland stattgefunden. Dies ist beispielsweise ab den 1970er Jahren in den „Gastarbeiterländern“ Italien (vgl. Abb. 2), Spanien oder Griechenland der Fall. Die Gründe für diese Entwicklung liegen zunächst vor allem in politischen Maßnahmen, die die Rückkehr von Emigranten förderten, später auch in der wirtschaftlichen Entwicklung dieser Länder, die sie für Einwanderer anderer Nationalitäten attraktiv machte. In wieder anderen Ländern, vor allem in Zentralasien und Mittel- und Ostafrika ist die umgekehrte Entwicklung, also ein Wechsel von positiven zu negativen Wanderungsbilanzen zu beobachten. Vor allem die Länder Afrikas und Asiens ha-

ben außerdem häufig relativ kurzfristige „Schwankungen“ zu verzeichnen. Ausgelöst beispielsweise durch politische Unruhen oder bewaffnete Konflikte kommt es hier zu einer starken Abwanderung vor allem in die umliegenden Staaten, auf die sich in den Folgejahren oft eine starke Rückwanderung anschließt (vgl. Äthiopien in Abb. 2).

### Aktuelle Wanderungen in Ostafrika

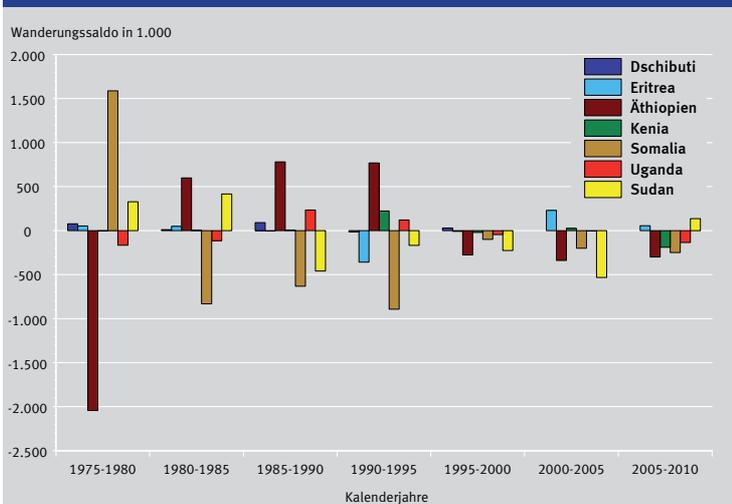
Ein Beispiel für eine Region, die stark von solchen „Schwankungen“ und den damit verbundenen Auswirkungen betroffen ist, ist Ostafrika – eine Region deren Staaten nach der Klassifikation der UN mit wenigen Ausnahmen in die Gruppe der am wenigsten entwickelten Länder fallen. Vor allem die in Ostafrika gelegene Region am „Horn von Afrika“ ist bereits seit dem Mittelalter von geopolitischem Interesse und weist bis heute die „weltweit größte Konfliktdichte“ auf (Weber 2009: 48). So gut wie jedes Land der Region war in den letzten Jahren oder ist auch heute noch von Bürgerkriegen oder anderen inner- und zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen betroffen. Entsprechend groß ist die Zahl der Menschen, die vor diesen Unruhen zu fliehen versuchen, was sich auch in den von den UN veröffentlichten Wanderungszahlen widerspiegelt (vgl. Abb. 3).

Ab 1975-1980 bis zum Zeitraum 1990-1995 sind demnach vor allem in Äthiopien und Somalia hohe Zu- bzw. Abwanderungsüberschüsse zu beobachten. Im Zeitraum 1975-1980, der Zeit des „Ogadenkrieges“ (1977/78) zwischen Äthiopien und Somalia flohen viele Menschen vor allem aus Äthiopien. Ziel der Flüchtlinge war in erster Linie Somalia, aber auch das Nachbarland Dschibuti. In den folgenden Jahren ist eine Umkehr dieser Verhältnisse zu beobachten. Dies spricht dafür, dass viele äthiopische Flüchtlinge in ihr Heimatland zurückkehrten.

Mit dem Beginn der somalischen Bürgerkriege Anfang der 1990er Jahre setzten sich die durchweg negativen Wanderungsbilanzen in Somalia fort. Nach 1995 lassen sich am Horn von Afrika nur noch sehr geringe positive oder negative Wanderungsbilanzen ermitteln. Im aktuellen Zeitraum (2005-2010) werden nur für den benachbarten Sudan und Eritrea Wanderungsgewinne ausgewiesen.

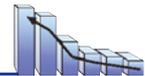
Wie am Beispiel Somalias ersichtlich wird, erfolgt in Afrika der überwiegende Teil der „unfreiwilligen Wanderung“ in andere afrikanische Staaten (vgl. Abb. 4) Hauptzielländer sind dabei vor allem Staaten in der Region. Im Fall von Somalia also vor allem Kenia,

Abbildung 3: Entwicklung der Nettowanderung im nördlichen Ostafrika und Sudan, 1975/80 - 2005/2010

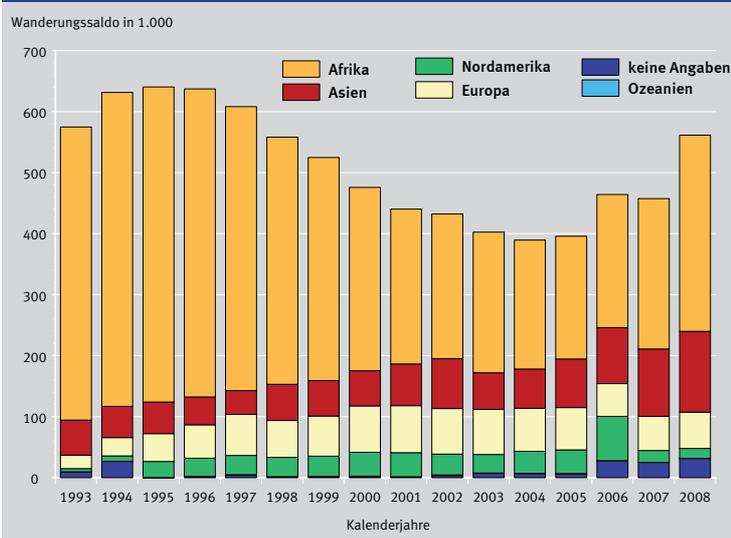


Datenquelle: World Population Prospects, The 2008 Revision, grafische Darstellung: BiB

BiB



**Abbildung 4: Entwicklung der Zahl somalischer Flüchtlinge in verschiedenen Regionen**



Datenquelle: World Population Prospects, The 2008 Revision, grafische Darstellung: BiB

BiB

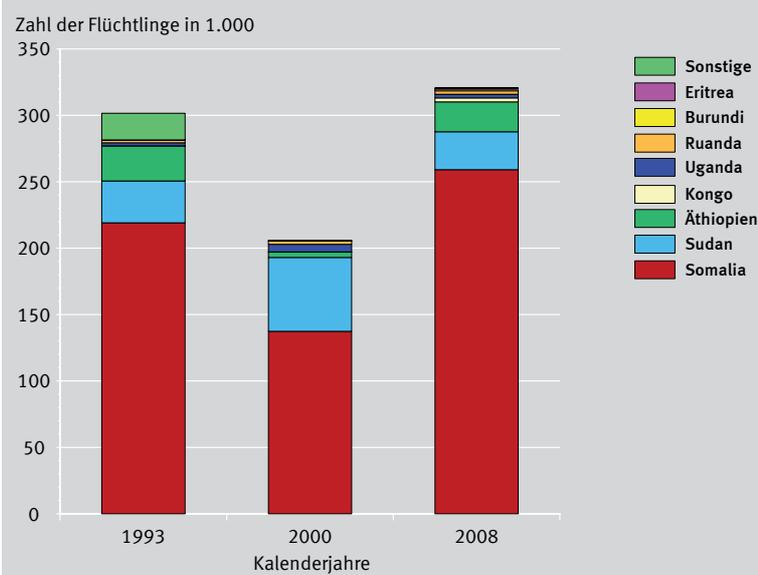
Äthiopien und das im Süden der arabischen Halbinsel gelegene, von Somalia nur durch den Golf von Aden getrennte Jemen. Vor allem Kenia, das einzige Land am Horn von Afrika, das von der UN nicht als am wenigsten entwickeltes Land klassifiziert wurde, beherbergt aktuell sehr viele Flüchtlinge aus verschiedenen Staaten (vgl. Abb. 5). Gleichzeitig kehren aber auch viele Flüchtlinge (aktuell vor allem aus dem Sudan) in ihr Heimatland zurück, so dass trotz sehr hoher Wanderungsvolumina unter dem Strich auch für Kenia ein (vergleichsweise geringer) negativer Wanderungssaldo erwartet

wird. Auch für die künftige Entwicklung der kenianischen Bevölkerung wurde von den UN angenommen, dass bis 2015 viele Flüchtlinge das Land wieder verlassen. Tatsächlich zeigt sich momentan, vor allem aufgrund wiederaufflammender Unruhen in Somalia, dass die neuerlichen Zuwanderungsströme die Abwanderung deutlich zu übertreffen scheint: allein von Januar bis Juni 2009 kamen mehr als 38.000 somalische Flüchtlinge in Kenia an. Im Verlauf des Jahres 2008 waren es fast 67.000 neu ankommende somalische Flüchtlinge gegenüber etwa 12.000 in ihr Heimatland zurückkehrenden Sudanesen. Insgesamt hat sich die Flüchtlingspopulation in Kenia im Verlauf des Jahres 2008 so um fast 21 % erhöht und lag am Jahresende bei knapp 321.000.

Die bei Kenia erkennbaren hohen Schwankungen der Anzahl und auch der Herkunftsländer der Flüchtlinge sind typisch für (afrikanische) Entwicklungsländer.

Laut UNHCR bleiben weltweit durchschnittlich 75 bis 91 % der Flüchtlinge in ihrer Region. Nur etwa 1,7 Millionen Flüchtlinge (entspricht 16 % der weltweiten 10,5 Millionen) leben demnach außerhalb ihrer Herkunftsregion (UNHCR 2009). Zwar ist auch in vielen Industrieländern Europas oder Nordamerikas die Zahl der sich dort aufhaltenden Flüchtlinge in den letzten Jahren deutlich gestiegen und Statistiken der UNHCR über die Anzahl der Asylanträge zeigen, dass es auch hier weiter viele Zuwanderungsbemühungen gibt, sie erreicht aber lange nicht solche Größenordnungen wie

**Abbildung 5: Flüchtlinge in Kenia – Herkunftsländer**



Datenquelle: UNHCR, grafische Darstellung: BiB

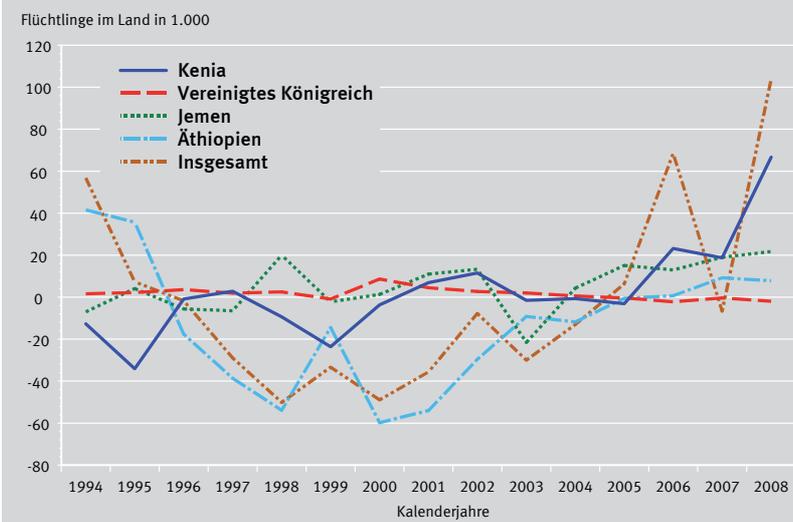
BiB

in den Entwicklungsländern. Vor allem sind die Industrieländer nicht von den immens hohen, teilweise relativ kurzfristigen Schwankungen der Anzahl von sich im Land aufhaltenden Flüchtlingen betroffen, die viele Entwicklungsländer erfahren müssen (vgl. Abb. 6).

Gerade die Entwicklungsländer sind aber den daraus resultierenden wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen häufig nicht gewachsen. Wo selbst die eigene Bevölkerung kaum ausreichend versorgt werden kann, wird der Druck auf die ohnehin knappen Ressourcen durch eine große Flüchtlingspopulation noch zusätzlich verstärkt. Nicht selten sind innen- und außenpolitische Spannungen und erhöhte Sicherheitsrisiken sowohl für die Flüchtlinge als auch für die einheimische Bevölkerung die Folge (UNHCR 2006: 31, 68f.).



**Abbildung 6: Änderung der Zahl der Flüchtlinge im Land jeweils im Vergleich zum Vorjahr, 1994 - 2008**



Datenquelle: UNHCR, grafische Darstellung: BiB

BiB

Häufig werden Flüchtlinge, gerade in Ländern, in die sie in großer Anzahl fliehen, abgeschirmt von der einheimischen Bevölkerung in Lagern untergebracht. Beispielsweise lebten in Kenia nach UNHCR Angaben Ende 2008 89 % der Flüchtlinge in solchen Lagern, in Äthiopien etwa 62 %. Die Flüchtlinge können dort auch bei längerfristigem Aufenthalt oftmals weder einer Arbeit nachgehen noch sich frei bewegen und auch der Zugang zu Bildungs- oder Gesundheitseinrichtungen ist stark eingeschränkt. Gewalttätige Übergriffe und die Verletzung der Menschenrechte sind aufgrund unzureichender Sicherheitsmaßnahmen nicht selten (UNHCR 2006: 22, 115).

### Fazit

Die von den UN im Rahmen des „World Population Prospects, the 2008 Revision“ veröffentlichten Daten zeigen, dass schon seit längerer Zeit beobachtbare Trends, vornehmlich jener der „Süd-Nord-Wanderung“ weiter anhalten und sich in den letzten zehn Jahren auf einem ähnlichen Niveau eingependelt haben. Was durch die ausschließliche Betrachtung von Wanderungsbilanzen weniger gut deutlich wird, ist die Stärke und Komplexität von Wanderungsströ-

men in verschiedenen Regionen, vor allem in „Krisengebieten“. Da diese häufig in den weniger entwickelten Gebieten der Erde liegen, ist es für die betroffenen Länder besonders schwer, angemessene Lösungen zur Bewältigung der mit der großen Anzahl an ein- oder auswandernden Menschen verbundenen Probleme zu finden.

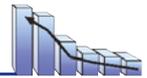
Das Beispiel Ostafrika zeigt aber auch, wie schwer es ist, Prognosen über künftige Wanderungsprozesse zu treffen. Vor allem die zu Fluchtbewegungen führenden Ereignisse, seien sie menschlichen oder „natürlichen“ Ursprungs lassen sich eben häufig nicht vorhersehen. Dementsprechend kritisch sind – vor allem auf kleinräumiger Ebene – auch die Ergebnisse der von den UN durchgeführten Modellrechnungen zur künftigen Bevölkerungsentwicklung zu hinterfragen.

### Literatur und Datenquellen

- Pries, L. (2008): Internationale Migration. Einführung in klassische Theorien und neue Erklärungsansätze. In: Geographische Rundschau 60 (6):4-10.
- UNHCR (2006): State of the World's Refugees: Human Displacement in the New Millennium. Internet: <http://www.unhcr.de/publikationen/zur-lage-der-fluechtlinge-in-der-welt.html>
- UNHCR (2009): Global Trends 2008. Internet: [http://www.unhcr.de/uploads/media/2008\\_Global\\_Trends.pdf](http://www.unhcr.de/uploads/media/2008_Global_Trends.pdf)
- UN (2009): World Population Prospects. The 2008 Revision.
- Weber, A. (2009): Horn von Afrika und Ostafrika. In: Informationen zur politischen Bildung 302: 47-59.

### Die in diesem Beitrag vorgestellten Daten sind verfügbar unter:

- <http://esa.un.org/unpd/wpp2008/index.htm>
- <http://www.un.org/esa/population/publications/migration/migration2008.htm>



## Aktuelles

### Auf der Suche nach Antworten auf den demografischen Wandel: Jahrestagung 2011 der Deutschen Gesellschaft für Demographie vom 09.–11. März 2011 in Bonn zum Thema: „Schrumpfend, alternd, bunter?“

Wie lässt sich der demografische Wandel gestalten – und nicht nur verwalten? Diese Frage stand im Mittelpunkt der diesjährigen Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Demographie vom 09.–11. März in Bonn, bei der auch Wissenschaftler/innen des BiB mit Vorträgen vertreten waren. In seiner Eröffnungsansprache betonte der damalige Leiter der Grundsatzabteilung im BMI, Stéphane Beemelmans, die Bedeutung des demografischen Wandels für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Die Politik trage dieser Entwicklung unter anderem mit einem Demografiebericht Rechnung, der unter Federführung des BMI (unter Mitarbeit des BiB) im Oktober 2011 in der Regierung verabschiedet werden soll.

Im Mittelpunkt des Berichts werden sowohl die Themen Familie und Gesellschaft als auch Arbeit, Bildung, Wirtschaft, Infrastruktur und öffentliche Finanzen stehen, wobei das BMI auch die Folgen für die öffentliche Verwaltung in den Bericht miteinbeziehen werde, so Beemelmans. Die Regierung räume dem Thema Demografie hohe Priorität ein, insbesondere bei der Umsetzung der Pflegereform und der Debatte um die Zuwanderung als einer Lösung des Fachkräftemangels.

Für den Präsidenten der DGD, Prof. Dr. Tilman Mayer, steht die Gestaltung und nicht nur die Verwaltung des Wandels im Vordergrund. Demografie müsse als aktive Aufgabe verstanden werden – gerade auch von der Politik, die verhindern müsse, dass es zu einer demografischen Implosion komme. Hier spiele besonders die Geburtenentwicklung eine entscheidende Rolle, wie Jürgen Dorbritz (BiB) in seinem Beitrag mit dem Titel „Dem niedrigen Geburtenniveau auf der Spur – differentielle Fertilitätsanalysen. Ergebnisse des Mikrozensus 2008“ zeigte. Dabei gelte es zwei unterschiedliche Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland zu unterscheiden, so Dorbritz. So sei das westdeutsche Muster durch eine hohe und bislang nicht ausreichend erklärte Kinderlosigkeit und im Vergleich mit den neuen Bundesländern durch höhere Anteile von Familien mit drei und mehr Kindern gekennzeichnet. Dagegen finden sich in den neuen Bundesländern eine niedrige Kinderlosigkeit und hohe Anteil

le von Familien mit einem Kind. In seiner Analyse geht der Soziologe davon aus, dass sich hinter den beiden regionalen Fertilitätsmustern weitere Unterschiede im generativen Verhalten verbergen (zu den Ergebnissen siehe auch den Beitrag auf Seite 21).

Bietet die Zivilgesellschaft Antworten für die Bevölkerungsalterung? Dieser Frage ging Ines Wickenheiser bei der Betrachtung der Bedeutung des freiwilligen Engagements älterer Menschen für das subjektive Wohlbefinden nach. Die fortschreitende Alterung der Bevölkerung habe auch positive Aspekte, da die älteren Menschen mit steigender Lebenserwartung und verbesserten allgemeinen Lebensbedingungen länger als je zuvor ein aktives Leben nach der Erwerbstätigkeit führen können. Hier gilt es insbesondere bei der Stärkung und Förderung des freiwilligen und gemeinnützigen Engagements älterer Bürger Chancen für die Zivilgesellschaft zu nutzen. Viele Studien hätten zudem, so Frau Wickenheiser, den positiven Zusammenhang zwischen ehrenamtlichen Engagement und dem subjektiven Wohlbefinden im Alter belegt, allerdings ist noch unklar, wie dieser Zusammenhang im Einzelnen zu erklären ist. In ihrem Vortrag untersuchte sie diesen Zusammenhang mithilfe der Datensätze des Deutschen Alterssurveys. Im Mittelpunkt stand die Frage, ob das Engagement der Älteren zu einem erhöhten subjektiven Wohlbefinden und somit zu einer verbesserten Lebensqualität führt. Begünstigt ein erhöhtes subjektives Wohlbefinden das freiwillige Engagement? Um diesen Zusammenhang erklären zu können, untersuchte die Sozialwissenschaftlerin dazu die Rolle des Selbstwertgefühls. Darüber hinaus betrachtete sie in ihrem Vortrag auch die Grenzen und Risiken einer zu starken zivilgesellschaftlichen Erwartungshaltung näher (zum Leitbild „Produktives Altern“ siehe auch den Beitrag in diesem Heft ab Seite 2).

Andreas Ette und Lenore Sauer präsentierten Ergebnisse ihrer auch in Buchform erschienenen Untersuchung zum Thema „Brain drain aus Deutschland? Gewinn oder Verlust durch die internationale Migration Hochqualifizierter? Angesichts der Tatsache, dass seit 1990 zwar insgesamt 2,6 Millionen Deutsche auswanderten, im gleichen Zeitraum



14,2 Millionen Ausländer einwanderten, überprüften sie mithilfe empirischer Daten, ob sich für Deutschland nun ein positiver oder negativer Wanderungssaldo speziell der Hochqualifizierten ergibt. Profitiert Deutschland am Ende von der internationalen Migration im Sinne eines „brain gain“ oder

zeigt sich eher ein Verlust im Sinne eines „brain drain“? (siehe dazu auch den Beitrag auf Seite 23).

Bernhard Gückel, BiB

## Kinder? Prinzipiell ja, aber... – Aktuelle Studie zur Kinderlosigkeit in Deutschland

Die Geburtenrate in Deutschland ist seit geraumer Zeit eine der niedrigsten in Europa. Woran liegt das? An den Einstellungen der Paare? Finanziellen Zwängen? Oder gesellschaftlichen Veränderungen, die einen Kinderwunsch nachhaltig erschweren? Eine aktuelle Studie des Forsa-Instituts im Auftrag der Zeitschrift „Eltern“ ist diesen Fragen unter fachlicher Beratung von Kerstin Ruckdeschel aus dem BiB nachgegangen und zeigte neue Entwicklungen auf, „die beobachtet werden müssen“, wie die Soziologin bei der Präsentation der Ergebnisse Mitte Februar in Berlin betonte. Befragt wurden über 1.000 kinderlose Frauen und Männer zwischen 25 und 45 Jahren zu Wünschen und Motiven zur Familienplanung. Es zeigt sich, dass vor allem die Faktoren Alter und materielle Absicherung beim Kinderwunsch eine wichtige Rolle spielen.

Auffallend ist, dass die Männer der Familienplanung positiver gegenüber stehen als die Frauen und Ostdeutsche positiver als Westdeutsche: So wollen 70 % der männlichen Befragten „auf jeden Fall“ oder „vielleicht“ Kinder haben – bei den Frauen liegt der Anteil bei 61 %. In Ostdeutschland steht die Familie höher im Kurs: Hier wünschen sich mehr Menschen Kinder (72 %) als im Westen (66 %). Trotzdem gibt es in kaum einem europäischen Land mehr Frauen, die lebenslang kinderlos bleiben als in Deutschland, sagt Frau Ruckdeschel. Dabei wünscht sich die überwiegende Mehrheit der Befragten, nämlich 66 %, Kinder. Bei den 25- bis 29-Jährigen sagen dies sogar 86 % und bei den 30- bis 34-Jährigen immer noch 74 %. Erst in der Gruppe der 35- bis 39-Jährigen nimmt der Kinderwunsch dann ab auf 28 % (vgl. Abbildung 1). Ein wesentliches Forschungsinter-

esse der Studie galt dann auch der Frage, was die Befragten mit Kinderwunsch davon abhält, eine Familie zu gründen. Hier spielt mit Abstand für die Jüngeren im Alter zwischen 25 und 29 Jahren die finanzielle beziehungsweise berufliche Situation eine entscheidende Rolle. Dies ändert sich dann mit steigendem Alter: so meint bei den über 35-Jährigen nur noch ein Fünftel, dass der Beruf Vorrang hat, allerdings geht hier auch der Kinderwunsch zurück. Im Alter ab 35 Jahren kommt für die Mehrheit hinzu, dass der passende Partner/die passende Partnerin fehlt – bei den über 40-Jährigen sind dies sogar 61 %.

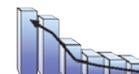


„Warum kriegt ihr keine Kinder?“ – Die Ergebnisse der Forsa-Umfrage zum Thema Kinderlosigkeit in Deutschland präsentierten (v.l.n.r.): Kerstin Ruckdeschel (BiB), Marie-Luise Lewicki (Chefredaktion ELTERN), Prof. Manfred Güllner (Leiter Forsa-Institut) und Claudia Greiner-Zwarg (stellv. Chefredakteurin ELTERN family). (Foto: ELTERN)

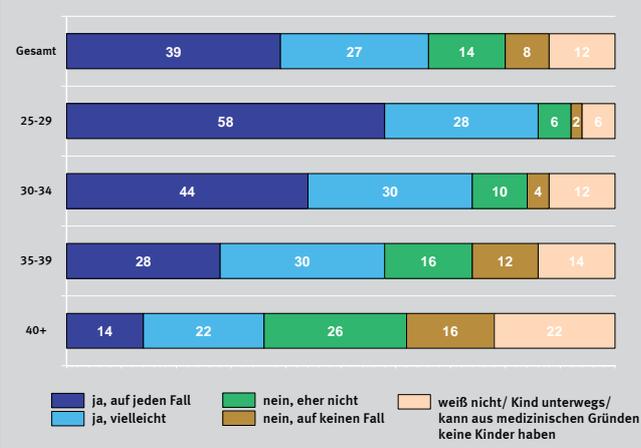
### Keine Lust auf Kinder? – Gründe der Kinderlosen

Gar keinen Kinderwunsch haben 22 % der Befragten – allerdings eher die Gruppe der 35- bis 39-Jährigen (28 %). Als wichtigsten Grund gegen Kinder gaben sie an, auch ohne Kind mit ihrem Leben zufrieden zu sein. Für Frau Ruckdeschel ist dies ein Ausdruck einer breiten Vielfalt möglicher Lebensformen: Eine Familie zu grün-

den sei eben heute nur noch eine Möglichkeit von vielen und die Selbstverständlichkeit, Kinder zu bekommen gilt heute in Deutschland nicht mehr so wie vor 50 Jahren. Kinderlosigkeit sei in der deutschen Gesellschaft nichts Ungewöhnliches wie etwa in Frankreich. Und die Vielfalt des modernen Lebens biete dank Beruf, Reisen und Hobbys viele interessante Alternativen zum Kind. Dem entspricht die an zweiter Stelle liegende Entscheidung gegen Kinder: Die Aussage, man wolle gern unabhängig und nicht an ein Kind gebunden sein, wird von 53 % der gewollt Kinderlosen unterstützt, wobei der Wert bei den 25- bis 34-Jährigen deutlich höher als bei den Befragten ab 35 ist. Zudem haben die Jüngeren auch mehr Angst vor wachsendem Stress mit einem Kind: 53 %



**Abbildung 1: Antworten auf die Frage „Möchten Sie einmal Kinder haben?“**



Datenquelle: ELTERN-Studie -Warum kriegt ihr keine Kinder?, Februar 2011, graphische Darstellung: BiB

der 25- bis 34-Jährigen sagen, dass andere Eltern auf sie gestresst wirken und sie so nicht leben möchten. Hier sind nur 32 % der Befragten ab 35 Jahren der gleichen Meinung. In dieser Altersgruppe nimmt das Stressempfinden mit zunehmendem Alter wieder ab.

### Gründe für die niedrige Geburtenrate in Deutschland und Wege zur Entscheidung Pro Kind

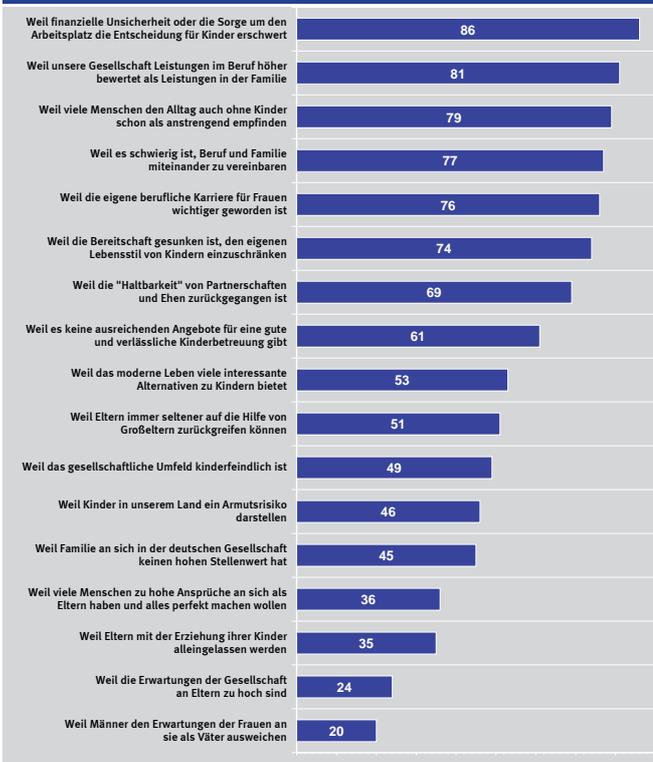
Warum ist in Deutschland die Geburtenrate so niedrig? Für 86 % ist die Antwort klar: Die finanzielle Unsicherheit oder die Sorge um den Arbeitsplatz erschweren die Entscheidung für Kinder. Immerhin 79 % sind der Ansicht, dass der Alltag ohne Kinder auch so schon anstrengend ist; zudem sei es schwierig, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren. Diese Ansicht teilen 77 % (vgl. Abbildung 2). Dass viele Menschen zu hohe Ansprüche an sich als Eltern haben und alles perfekt machen wollen, denke jeder Dritte.

Welche Lösungswege könnten dazu beitragen, die Entscheidung pro Kind zu erleichtern und die Geburtenzahlen wieder steigen zu lassen? Für 42 % der Befragten war hier das Fehlen finanzieller Sorgen eine wichtige Voraussetzung. Gäbe es eine verlässliche Kinderbetreuung und einen sicheren Arbeitsplatz würde sich jeweils ein Drittel der Kinderlosen ohne Kinderwunsch noch umstimmen lassen. Für Frau Ruckdeschel ein wesentlicher Punkt, da die Leute zum Kinderkriegen vor allem Beständigkeit, Berechenbarkeit und strukturelle Verlässlichkeit benötigten – und das fehle offenbar in einer Zeit hoher Scheidungszahlen, fehlender familiärer Unterstützungsmöglichkeiten und befristeter Arbeitsverträge, betonte sie.

Für den Geschäftsführer des forsa-Instituts, das die Studie durchgeführt hat, Prof. Manfred Güllner, zeigt sich, dass es für die geringe Geburtenrate in Deutschland eine Vielzahl von Ursachen gibt: Finanzielle Unsicherheiten und Belastungen, Probleme bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und wenig optimale Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und ein insgesamt wenig kinderfreundliches Klima in Deutschland seien hier die Hauptpunkte. Diese Bedingungen führen dazu, dass die Kinderfrage mit all ihren Vor- und Nachteilen zunehmend rational abgewogen wird, so Ruckdeschel. Eine Situation, die leicht zu einem Gefühl der Überlastung führen kann, wie die Studie aufzeigt. Auf die Frage, was sie tun würden, wenn sie plötzlich schwanger wären, antwortete fast die Hälfte der befragten Frauen (44 %), dass sie zwar im Augenblick kein Kind wollten, aber froh wären, dass das Schicksal ihnen die Entscheidung abgenommen hätte. Viele warten also auf den „idealen Zeitpunkt“, der vielleicht nie kommt.

Bernhard Gückel, BiB

**Abbildung 2: Antworten auf die Frage „Warum bekommen Frauen in Deutschland Ihrer Meinung nach so häufig keine oder nur wenige Kinder?“**



Datenquelle: ELTERN-Studie -Warum kriegt ihr keine Kinder?, Februar 2011, graphische Darstellung: BiB

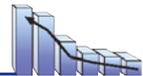


## „Arbeitskräftepotenziale – Wer kann wie in Zukunft arbeiten?“ – Workshop des Arbeitskreises „Bevölkerungswissenschaftliche Methoden“ in der Deutschen Gesellschaft für Demographie e. V. in Kooperation mit dem Bundesmi- nisterium für Arbeit und Soziales am 27. und 28.01.2011 in Berlin

Die demografische Entwicklung Deutschlands, die zukünftig durch eine sinkende Einwohnerzahl und eine alternde Bevölkerung geprägt wird, stellt Gesellschaft, Wirtschaft und Politik vor große Herausforderungen. Gemäß der 12. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung des Bundes und der Länder würde die Zahl der Personen im Alter zwischen 20 und 64 Jahren bis zum Jahr 2030 um gut sechs Millionen sinken. Dies wird sich unmittelbar auf das potenzielle Arbeitskräfteangebot und die wirtschaftliche Entwicklung auswirken. Um die neuesten empirischen Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung zu diesem Themenfeld zusammenzuführen, zukünftige Handlungsoptionen aufzuzeigen und ein Forum für den Austausch von Ideen und Lösungen zu bieten lud das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) in Kooperation mit dem Arbeitskreis „Bevölkerungswissenschaftliche Methoden“ der Deutschen Gesellschaft für Demographie e. V. (DGD) am 27. und 28. Januar 2011 zu einer Veranstaltung mit dem Thema „Arbeitskräftepotenziale – Wer kann wie in Zukunft arbeiten?“ in das Haus des BMAS ein. Im Rahmen der zweitägigen Tagung wurden verschiedene Aspekte aufgegriffen und in fünf Themenblöcken behandelt.

Nach der Begrüßungs- und Einführungsrede durch Herrn Staatssekretär Andreas Storm vom BMAS und einer Begrüßung der Gäste durch Herrn Dr. Manfred G. Scharein vom Arbeitskreis „Bevölkerungswissenschaftliche Methoden“ der DGD referierten zunächst die beiden Keynote-Redner **Prof. Dr. Axel Börsch-Supan** vom Mannheimer Forschungsinstitut Ökonomie und Demographischer Wandel (MEA) und **Prof. Dr. Uwe Jirjahn** vom Lehrstuhl für Arbeitsökonomie der Universität Trier. Prof. Börsch-Supan beleuchtete in seinem Vortrag die Frage, ob die durch die Alterung der Bevölkerung durchschnittlich gewonnenen Jahre an Lebenszeit in Gesundheit eine Ressource sein können, die eine höhere Erwerbstätigkeit ohne größere Einbußen an Lebensqualität in Deutschland ermöglichen und damit das durch den demografischen Wandel projizierte „Bedrohungspotenzial“ größ-

tenteils abfangen. Letztendlich bejahte er diese Frage und begründete dies durch die Möglichkeit einer Morbiditätskompression. Das heißt, dass sich mit der Alterung der deutschen Bevölkerung das Auftreten schwererer, die Lebensqualität beeinträchtigende Krankheiten zum einen durchschnittlich immer weiter ins höhere Alter der Menschen verschieben wird. Zum anderen wird damit einhergehend die Altersspanne, in der diese Krankheiten bei den Menschen auftreten, durchschnittlich kürzer. Das Eintreten der Morbiditätskompression entsteht allerdings nicht von allein, sondern bedarf gesellschaftlicher und politischer Anstrengungen. Daher forderte Prof. Börsch-Supan zum einen, Gesundheits- und Rentenpolitik als Arbeitsmarktpolitik zu verstehen, wobei im Rahmen der Rentenpolitik das Renteneintrittsalter dynamisiert und begleitend die Zu- und Abschläge für einen späteren beziehungsweise früheren Renteneintritt angepasst werden sollten. Zudem sind während der Phase der Erwerbstätigkeit begleitende Maßnahmen wie Weiterbildung, Arbeitsplatzgestaltung, Antidiskriminierung und Gesundheitsprävention weiter zu fördern und auszubauen. Prof. Jirjahn erörterte im Rahmen seines Vortrages eine Reihe von arbeitsmarktökonomischen Aspekten, die die drei klassischen Strategien zur Bewältigung der durch den demografischen Wandel induzierten arbeitsmarktbezogenen Risiken – die Erhöhung der Erwerbstätigkeitsquoten von Frauen, Älteren und Migranten – betreffen. Er begann mit den relevanten arbeitsmarktökonomischen Befunden für die Erwerbstätigkeit von Frauen. Im Anschluss führte er betriebliche und staatliche Einflussmaßnahmen auf, zum Beispiel Trainingsmaßnahmen während des Erziehungsurlaubs, flexible Arbeitszeitmodelle, betriebliche Kinderbetreuungsmöglichkeiten und Ausdehnung des Erziehungsurlaubs, um danach an Hand ausgewählter empirischer Studien auch auf deren durchaus vorhandene negative Wirkungen hinzuweisen. So führe zum Beispiel eine Teilzeitarbeit tendenziell zu niedrigeren Stundenlöhnen bei Frauen und die Ausdehnung des Erziehungsurlaubs von 18 auf 36 Monate durchschnittlich zu einer Reduzierung der durch die Arbeitgeber für junge Frauen angebotenen Weiterbildungsangebote. Bezüglich der Arbeitsmarktchancen Älterer skizzierte Prof. Jirjahn zunächst einen eher negati-



ven Ist-Zustand um danach den Zusammenhang zwischen Altersstruktur und Produktivität an Hand ausgewählter Studien zu diskutieren. Aus den nicht einheitlichen Befunden lassen sich jedoch keine allgemeingültigen Trends ableiten. Vielmehr deuten die Ergebnisse darauf hin, dass abhängig von Betriebs-, Arbeitsplatz- und Beschäftigungsart-Charakteristika altersgemischte Teams in einer alternden Belegschaft mal positiv und mal negativ auf die Produktivität und Fehlerhäufigkeit wirken. Somit ist die Altersstruktur der Beschäftigten im Einzelfall hier anzupassen. Bezüglich der Beschäftigungsmöglichkeiten von Migranten wies Prof. Jirjahn zunächst auf eine Studie hin, nach der national heterogene Bevölkerungen regional zu einer Erhöhung von Patenten hinführen. Demhingegen lässt sich jedoch an Hand einer Reihe von Studien nachweisen, dass Migranten am Arbeitsmarkt schlechtere Chancen durch Diskriminierungseffekte besitzen. Zudem verteilen sich Migranten im Zuwanderungsland regional nicht gleichmäßig, so dass über den verringerten Anreiz zur Integration und zum Spracherwerb über die regionale Konzentration von Migranten aus demselben Herkunftsland deren Arbeitsmarktchancen sinken. Abschließend erörterte Prof. Jirjahn die Frage, wie erfolgreich die bisherige Bildungspolitik in Deutschland gewesen ist, und fand dazu vor allem zwei Befunde: Erstens besteht in Deutschland ein hoher Zusammenhang von Bildung und beruflichem Status der Eltern mit dem späteren Einkommen ihrer Kinder, obwohl dabei zweitens die Korrelation des Bildungsstatus der Eltern mit den kognitiven Fähigkeiten ihrer Kinder ausgesprochen schwach ist. Daraus resultierte für Prof. Jirjahn die Aufforderung: „Will ein Bildungssystem befähigte Menschen erfolgreich qualifizieren, so erfordert dies, dass die Fähigkeiten und nicht die soziale Herkunft für den Qualifikationserwerb und den ökonomischen Erfolg entscheidend sind“.

### Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Im zweiten Themenblock „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ verwies **Dr. Werner Eichhorst** vom Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit darauf, dass für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit und deren Umfang für Mütter mit schulpflichtigen Kindern die Betreuungssituation entscheidend ist. Anhand seiner Modelle zeigte sich, dass sich Investitionen in die Ganztagsbetreuung lohnen: Diese können die Erwerbstätigkeit von Müttern erhöhen und zunächst entstehende Investitionskosten werden über die Einnahme von Sozialbeiträgen und Einkommensteuerbeiträgen wieder mehr als ausgeglichen. Anschließend diskutierte **Dr. Alexander**

**Bick** von der Goethe Universität Frankfurt über „Die quantitative Bedeutung von Kinderbetreuung für die Frauenerwerbstätigkeit und die Geburten“. Seine mittels eines dynamischen Lebenszyklus-Modells durchgeführte Evaluation von zwei Artikeln des Kinderförderungsgesetzes unterstützt nicht die Vermutung, dass die Verfügbarkeit von subventionierter Kinderbetreuung der Hauptgrund für die beobachteten Unterschiede in der Frauenerwerbstätigkeits- und Geburtenrate zwischen Westdeutschland und Kontinentaleuropa sowie den westlichen und nördlichen europäischen Ländern ist. Zum Abschluss dieses Themenblocks hielten **Jan Paul Heisig** und **Mareike Ebach** von Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung zwei Vorträge mit den Titeln „Einstiegswege in den Arbeitsmarkt“ und „Verschenkte Potenziale? Lebensverläufe nicht erwerbstätiger Frauen“. Neben deskriptiven Ergebnisbefunden aus dem Mikrozensus 2005 bezüglich der Erwerbstätigkeit von Frauen stellte Frau Ebach als Ergebnis einer Untersuchung mit dem Sozio-ökonomischen Panel eine Klassifizierung in sechs Typen hinsichtlich des Erwerbsverlaufsmusters von nicht erwerbstätigen Frauen vor. Anschließend präsentierte sie Ergebnisse zum realisierten Wiedereinstieg nicht erwerbstätiger Frauen. Dabei fiel auf, dass von den nicht erwerbstätigen Frauen, die ihre Erwerbstätigkeit über drei Jahre unterbrochen haben, nur 13 Prozent wiederbeschäftigt sind. Davon sind nur drei Prozent wieder in eine Vollzeitbeschäftigung zurückgekehrt, 53 Prozent waren in einer Teilzeitbeschäftigung und 44 Prozent weiterhin erwerbslos. Die Richtung dieser Befunde wurde durch die Ergebnisse von Herrn Heisig bestätigt. Zusätzlich deutet aber ein niedriger Bildungsgrad auf eine Verschlechterung der Arbeitsmarktchancen von Frauen nach einer Erwerbstätigkeitspause hin. Insgesamt scheint es aber einen Trend im Zeitverlauf zur Erhöhung der Erwerbstätigkeit bei den Frauen zu geben, wenn dieser auch eher in die Richtung Teilzeitbeschäftigung verläuft.

### Arbeitsbedingungen und Arbeitspotenziale Älterer

Im Themenblock Drei „Erwerbsbedingungen und Arbeitspotenziale Älterer“ erläuterte zunächst **Golo Henseke** von der Universität Rostock den „Zusammenhang von Arbeitsbedingungen und individuellen Renteneintrittsentscheidungen“. Seine Ergebnisse zeigen, dass der Grad der Arbeitsbelastung in den Altersstufen von 60 Jahren bis zur Regelaltersgrenze einen negativen Effekt auf die Fortsetzung der Erwerbstätigkeit besitzt. Vor dem 60. Lebensjahr scheinen die gemessenen Arbeitsbedingungen nur indirekt



über den individuellen Gesundheitsstatus und die Arbeitszufriedenheit Einfluss auf die Fortsetzung der Erwerbstätigkeit zu ausüben. In den anschließenden beiden Vorträgen von Frau **Prof. Dr. Victoria Büsch** von der SRH Hochschule Berlin über „Arbeiten im Ruhestand: die Arbeitnehmerperspektive“ und von **Frank Micheel** und **Ines Wickenhaiser** vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung über „Die Bereitschaft zur Weiterbeschäftigung im Ruhestandsalter im Zusammenhang mit statusrelevanten Merkmalen“ wurden erste Ergebnisse des Datensatzes „Weiterbeschäftigung im Rentenalter“ vorgestellt. Die wesentlichen Befunde lassen sich wie folgt zusammenfassen: Eine hohe berufliche Position fungiert als Motivationsfaktor zur Weiterbeschäftigung auch nach dem Erreichen des Ruhestandsalters. Dem steht entgegen, dass die Höhe des Haushaltseinkommens negativ auf die Entscheidung zur Weiterbeschäftigung zu wirken scheint. Als zusätzliche Faktoren für eine Entscheidung zur Weiterbeschäftigung nach dem Erreichen des Ruhestandsalters scheinen sich Firmengröße, individuelle Leistungsfähigkeit und Motivation auszuwirken. Zum Schluss dieses Themenblocks beleuchtete **Petra Suwalski** von der Hochschule Furtwangen University mit dem Vortrag „Gestaltung arbeitsorientierter Lernumgebungen zum Transfer von Erfahrungswissen und Kompetenzerwerb“ den Aspekt, wie Wissenstransfer von Älteren auf Jüngere als eine entscheidende Komponente für den wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens optimal funktionieren kann. Dies erläuterte sie zunächst an einem theoretischen Modell und zeigte anschließend an Hand von Praxisbeispielen die empirische Umsetzung dieser Methode auf.

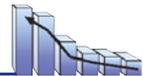
### Wanderung von Arbeitskräften: Wer kommt, wer geht, wer bleibt?

Unter dem Obertitel „Wanderung von Arbeitskräften“ des vorletzten Themenblocks referierten zunächst **Barbara Heß** und **Isabell Klingert** vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge über die „Entwicklung von Arbeitsmarktzuwanderung von Hochqualifizierten: Wer kommt, wer geht, wer bleibt?“. Im Rahmen dieses Vortrages wurde unter dem Begriff „Hochqualifiziert“ eine sehr spezielle Gruppe von Migranten verstanden, nämlich die Drittstaatsangehörigen, die einen Aufenthaltstitel nach § 19 des Aufenthaltsgesetzes besitzen. Unter diese männlich dominierte Gruppe fallen hauptsächlich Wissenschaftler, Lehrpersonen und Spezialisten, welche zum größten Teil aus den Ländern USA, Russland, Türkei, China und Indien kommen. Diese sehr speziel-

le Zuwanderungsgruppe besitzt vor allem für die Personen aus osteuropäischen Ländern, der Türkei und China eine hohe Absicht, weiterhin in Deutschland zu bleiben. Anschließend stellte **Dr. Lenore Sauer** vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung einen Vortrag mit dem Thema „Lost in Migration? Arbeitskräfteverluste durch die Auswanderung hochqualifizierter Deutscher“ vor. Sie zeigte ein deutlich unterschiedliches Muster zwischen „Wissenschaftlern“ und „Führungskräften“ auf: Die internationale Migration von Wissenschaftlern folgt eher einer Art „Brain Circulation“, das heißt diese kommen zumeist nach einem eher kürzeren Auslandsaufenthalt wieder zurück nach Deutschland. Demgegenüber besitzen „Führungskräfte“ deutlich längere Auslandsaufenthalte und kehren quantitativ auch nur in geringerer absoluter Zahl zurück, weshalb deren internationales Migrationsmuster eher der Theorie des „Brain Drain“ entspricht.

### Der Blick in die Zukunft: Künftiges Erwerbspersonenpotenzial

Im abschließenden Themenblock antworteten zunächst **Susanne Wanger** und **Dr. Johann Fuchs** vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung auf die Frage „Kann ein Anstieg der Arbeitszeit den projizierten Rückgang des Erwerbspersonenpotenzials kompensieren?“. Dafür zeigten sie in verschiedenen Szenarien die Entwicklungen des Erwerbspersonenpotenzials, wenn sich die Frauenerwerbsbeteiligung erhöht oder die Zuwanderung zunimmt. Letztlich können danach weder Migration noch die Erhöhung des wöchentlichen Arbeitsvolumens oder die Erhöhung der Erwerbsquoten von Frauen und Älteren das derzeitige Erwerbspersonenniveau erhalten. Anschließend referierte **Dr. Rosemarie Kay** vom Institut für Mittelstandsforschung über die „Determinanten des Gründungsverhaltens Älterer“ und konstatierte, dass erwerbstätige Ältere eher eine Neugründung eines Unternehmens vornehmen als nichterwerbstätige Ältere. Außerdem neigen Ältere eher zu einer Neugründung als zur Übernahme eines bestehenden Unternehmens. Allerdings zeigt sich auch, dass Ältere eher zum Abbruch einer Neugründung neigen als Jüngere. Zum Schluss stellte **Dr. Carsten Pohl** vom Regionalen Forschungsnetzwerk in Düsseldorf des Instituts für Arbeitsmarkt und Berufsforschung mit dem Thema „Der zukünftige Bedarf an Pflegearbeitskräften in Deutschland“ die Ergebnisse von Projektionsrechnungen auf der Ebene der Bundesländer bis zum Jahr 2020 vor. Im Rahmen der sogenannten Status-Quo-Variante wird die Zahl der Pflegebedürftigen in Deutschland insgesamt von 2,25 Millionen



auf 2,9 Millionen im Jahr 2020 ansteigen. Dies zieht für diesen Zeitraum einen Anstieg von 900.000 vollzeitäquivalenten Pflegekräften nach sich.

Abgeschlossen wurde die Veranstaltung mit einer regen Abschlussdiskussion. Insgesamt ließ sich festhalten, dass neben den drei großen Stellschrauben zur Bewältigung des durch den demografischen Wandel zu antizipierenden zukünftigen Rückgangs des Erwerbspersonenpotenzials – die Erhöhung der Frauenerwerbstätigenquoten, der Erwerbstätigenquoten Älterer und der Erhöhung der Zuwanderung

– viele kleine, nicht unbedingt einfach in Einklang zu bringende Stellschrauben existieren, die bei der Entwicklung von Bewältigungsstrategien Beachtung finden sollten.

**Die Präsentationen zu den Vorträgen sind im Rahmen des Internetauftritts des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales unter [http://www.bmas.de/portal/50678/2011\\_\\_01\\_\\_27\\_\\_tagung\\_\\_arbeitskraefte.html](http://www.bmas.de/portal/50678/2011__01__27__tagung__arbeitskraefte.html) verfügbar.**

Manfred G. Scharein, BiB

## Das BiB in den Medien

### Das Leben als „Kilometermillionär“ und die Folgen.

#### Der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, zu den Auswirkungen beruflicher Mobilität in der „Zeit“ vom 27.01.2011

Mit den sozialen, gesundheitlichen und ökologischen Folgen des berufsbedingten Pendelns hat sich ein Artikel der „Zeit“ vom 27. Januar 2011 von Burkhard Strassmann mit dem Titel „Ich Kilometermillionär“ befasst, an dem auch der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, als fachlicher Berater beteiligt war. Der Beitrag betrachtet neben den finanziellen Kosten des Pendelns vor allem die gesundheitlichen Auswirkungen für den Einzelnen. Von „entspannten Pendlern“ könne demnach nicht die Rede sein erläutert Prof. Schneider – im Gegenteil: Pendler erlebten nach einer britischen Studie größere Stressspitzen als Jetpiloten im Kampfeinsatz. Insbesondere wirke sich der Kontrollverlust beim Pendeln stressfördernd aus, so der Soziologe. Und auch eine vermeintlich antrainierte Gelassenheit gegenüber den Aus-

wirkungen des Pendelns sei für das eigene Wohlbefinden nicht förderlich, da hier gelte: Je stärker man die Probleme subjektiv wahrnehme, desto besser bewältige man sie. Und diese Probleme sind vielfältiger Natur: sie reichen von gesundheitlichen Problemen bis hin zur Verkümmern von Sozialkontakten. Zusätzlich sorgt die Fernpendlerei für eine negative Ökobilanz, was Umweltschäden und Landschaftszersiedelung angeht – nichtsdestotrotz liegt berufsbedingte Mobilität im Trend – und zwar in ganz Europa, wie Prof. Schneider bereits in der Untersuchung zu „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ festgestellt hat.

Bernhard Gückel, BiB

## Vorträge von BiB-Mitarbeiter/innen

Mit den Auswirkungen des demografischen Wandels auf das strategische Personalmanagement beschäftigte sich **Frank Micheel** am 14.03.2011 im Seminar „Personalmanagement 50plus“ an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Den regionalen Schwerpunkt legte er dabei auf die Entwicklung in Rheinland-Pfalz und Hessen. Dabei sind die Folgen des Wandels für das Personalmanagement durch mehrere Faktoren gekennzeichnet: eine allgemeine Schrumpfung des Bewerberpools sowie – aufgrund der demografischen Alterung – ein weiter steigendes Durchschnittsalter

der Belegschaften. Hinzu komme ein wachsender Generationenabstand, der zu einer Mehrfachbelastung der Frauen führe, die neben der Erziehung auch die Pflege der Eltern und den Beruf vereinbaren müssten. Entlastungsmöglichkeiten sieht der Betriebswirt beispielsweise in „generationenfreundlichen“ Unternehmen. Hinzu kämen nicht-demografisch relevante Trends wie die Tertiärisierung, also der weiter voranschreitende Prozess der Umwandlung der Industrie- hin zur Dienstleistungsgesellschaft, wobei hier die Konkurrenz um kluge Köpfe sich verschärfen werde. Zugleich werde – auch



aufgrund der Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme – der Druck auf die schrumpfende Erwerbsbevölkerung weiter zunehmen, warnte Micheel.

**Frank Swiaczny** hat am 23.02.2011 an einer Podiumsdiskussion zum Thema „Population Growth in Africa – Curse or Blessing?“ bei der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in Eschborn zusammen mit Prof. John Cleland (London) und Joachim Schmitt (BMZ) teilgenommen. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die Fra-

ge, ob und inwieweit das Bevölkerungswachstum in Afrika als Fluch oder als Segen für den Kontinent gesehen werden kann. Schließlich wird sich die Bevölkerungszahl dort nach den UN-Prognosen bis zum Jahr 2050 von einer auf zwei Milliarden Menschen verdoppeln mit erheblichen politischen, ökonomischen, sozialen und ökologischen Konsequenzen, die in der Runde diskutiert wurden.

Bernhard Gückel, BiB

## Literatur von BiB-Mitarbeiter/innen

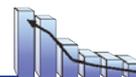
**Norbert F. Schneider/Jürgen Dorbritz: Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 10-11/2011 vom 07. März 2011**

**In Europa gehört Deutschland zu den Ländern mit der niedrigsten Fertilität und zwar bereits seit fast 40 Jahren, wobei die deutsche Fertilitätssituation in jüngster Zeit verstärkt in die Diskussion geraten ist – auch vor dem Hintergrund steigender Geburtenziffern in anderen europäischen Ländern. Grund genug für die beiden Wissenschaftler aus dem BiB, sich auf die Spur der niedrigen Geburtenrate in Deutschland zu begeben und in ihrem Beitrag Ursachen und Auswirkungen der Fertilitätsentwicklung in Deutschland zu beleuchten.**

Dabei betrachten sie zunächst die Geburtenentwicklung in Deutschland und konstatieren einen Rückgang der Fertilität bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts im Gefolge eines demografischen Übergangs, in dem zuerst die Sterbeziffern und dann die Geburtenziffern zurückgingen. Ein zweiter Einschnitt erfolgte dann im Gefolge des zweiten demografischen Übergangs zwischen 1965 und 1974, als sich die Geburtenziffer (TFR) mit 1,45 Kindern je Frau auf dauerhaft niedrigem Niveau etablierte und sich bis heute nur unwesentlich verändert hat.

Auf der Suche nach Ursachen stellen die Wissenschaftler zunächst einmal fest, dass es erhebliche Unterschiede der Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland gibt, die unter anderem auf unterschiedlichen strukturellen und kulturellen Faktoren beruhen. Neben der West-Ost-Differenzierung spielt auch die Lebensform für das Geburtenniveau eine Rolle: So besteht der Zusammenhang zwischen Elternschaft und Ehe vor allem in Westdeutschland (Verheiratete sind hier relativ selten kinderlos), während für die nichtehelichen Lebensformen hier Kinderlosigkeit prägend ist. Dagegen haben Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft in Ostdeutschland deutlich mehr Kinder – die beiden Soziologen sprechen hier von einer Entkoppelung von Ehe und Elternschaft in Ostdeutschland. Darüber hinaus hat auch der Bildungsgrad einen Einfluss auf die Kinderzahlen, wobei gilt: Je niedriger der Ausbildungsabschluss, desto mehr Kinder haben die Frauen zur Welt gebracht. Auffallend sei hierbei die hohe Kinderlosigkeit bei den Frauen mit Hoch- und Fachhochschulabschluss. Eine weitere Rolle für die unterschiedlichen Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland spielen die paarspezifischen Erwerbssituationen. So korrespondiert in Westdeutschland Vollzeitbeschäftigung der Frauen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, keine Kinder zu haben. Bei traditionellen Modellen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern (also Berufstätigkeit des Mannes und Teilzeit bzw. Nichterwerbstä-





tigkeit der Frau) hingegen ist Kinderlosigkeit außerordentlich selten und der Kinderanteil mit drei oder mehr Kindern sehr hoch. In Ostdeutschland ist dagegen Kinderlosigkeit in allen Kombinationen der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau niedrig und der Anteil der Ein-Kind-Familien jeweils höher.

Worin liegen die Gründe der unterschiedlichen Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland? Analysen aus Untersuchungen wie dem Generations and Gender Survey (GGS) des BiB zeigen, so die beiden Wissenschaftler, dass Einstellungen und Leitbilder bei der Erklärung von Trends und Unterschieden im generativen Verhalten eine erhebliche Bedeutung haben. So existiert in Westdeutschland noch immer das Bild der „Rabenmutter“, wenn die Frau einer Beschäftigung nachgeht – im Osten hingegen weniger. Zudem erfährt die klassische Rollenteilung zwischen den Geschlechtern im Westen mehr Zustimmung als im Osten, wo auch die Einstellungsbündel etwa zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Akzeptanz der außerhäuslichen Kinderbetreuung und die Befürwortung egalitärer Geschlechterrollen deutlich prägnanter und heterogener angelegt sind als im Westen. Aufgrund der stärkeren Vereinbarkeitsorientierung von Familie und Beruf bei günstigeren strukturellen Voraussetzungen wäre ein zukünftiger Geburtenanstieg eher im Fertilitätsmuster der ostdeutschen Bundesländer angelegt. Insgesamt gilt: Ein Anstieg des Fertilitätsniveaus in Deutschland wird nur dann eintreten, wenn sich das Zusammenspiel von strukturellen und kulturellen Faktoren grundsätzlich wandelt – und zwar langfristig.

Bernhard Gückel, BiB

### Sind Frauen die Mobilitätsverlierer? – Ergebnisse des Gutachtens der Sachverständigenkommission für den Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung

Im Januar 2011 wurde Familienministerin Dr. Kristina Schröder das Gutachten der interdisziplinären Sachverständigenkommission als Grundlage für den ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung mit dem Titel „Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf“ übergeben, zu dem auch Heiko Rüger und Katharina Becker aus dem BiB mit einer Expertise zum Thema Berufsmobilität, Geschlecht und Lebens-

form beigetragen haben. Ziel des Gleichstellungsberichtes ist es, auf der Grundlage verfügbarer Daten und Analysen die aktuelle Situation hinsichtlich der Erfolge und Herausforderungen der Gleichstellungspolitik von Frauen und Männern in allen Lebensbereichen und in allen Phasen des Lebenslaufs in Deutschland darzustellen.

Der Beitrag von Heiko Rüger und Katharina Becker ist Teil des Kapitels zur Zeitverwendung von Männern und Frauen und untersucht die beruflichen Mobilitätsanforderungen und Wegezeiten von Männern und Frauen auf der Basis der repräsentativen Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ von 2007, an der insgesamt sechs europäische Länder beteiligt waren.

Insgesamt entfallen rund ein Viertel der Wegezeiten werktags auf die zu überwindenden Arbeitswege. Dabei zeigt die Studie, dass berufsbedingte räumliche Mobilität unterschiedliche Auswirkungen für Männer und Frauen hat. So spielt die familiäre Situation besonders bei den Frauen eine Rolle für ihre Mobilität, da vor allem solche Frauen mobil sind, die (gegenwärtig) kinderlos sind. Bei den Männern hingegen sind Mobilitätsanforderungen im Lebensverlauf weitgehend unabhängig von der familiären Situation. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass sich Väter in ihrem Mobilitätsverhalten nicht wesentlich von Männern ohne Kinder unterscheiden. Ist bei Frauen Elternschaft nur schwer mit Mobilität vereinbar, gilt dies für Männer so nicht. Hier scheinen Mobilität und Elternschaft vergleichsweise gut vereinbar. Sind Frauen – insbesondere Mütter – also damit „Mobilitätsverlierer“? Unter bestimmten Bedingungen ist dies der Fall, etwa wenn eine Karriere, die berufliche Mobilität einschließt, unter der Bedingung von Mutterschaft deutlich erschwert wird. Berufliche Mobilitätsanforderungen können umgekehrt die Familienentwicklung für Frauen verzögern oder gänzlich verhindern. Diese Zusammenhänge können auch für die Entscheidungen anderer Akteure auf dem Arbeitsmarkt – wie zum Beispiel Personalverantwortliche – eine Rolle spielen und eine weitere Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt hervorrufen.





Um auf diese Entwicklung zu reagieren, bedarf es aus Sicht der beiden Wissenschaftler struktureller Veränderungen, die der generellen Vereinbarkeitsproblematik zwischen Familie, Beruf und Mobilität entgegensteuern. Hier könnten ein weiterer Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung und deren Ausrichtung an den Bedürfnissen beruflich mobiler Väter und Mütter entscheidend zur Entschärfung zeitlicher Belastungen im Alltag beitragen.

Bernhard Gückel, BiB

 **WWW Download des Berichts unter** 

[www.fraunhofer.de/ueber-fraunhofer/geschaeftsstelle-gleichstellungsbericht/index.jsp](http://www.fraunhofer.de/ueber-fraunhofer/geschaeftsstelle-gleichstellungsbericht/index.jsp)

**Lenore Sauer/Andreas Ette: Abschied für immer oder auf Zeit? In: Forschung und Lehre. Ausgabe 02/2011, Bonn 2011**

Immer mehr Hochqualifizierte kehren Deutschland den Rücken und suchen ihr Glück im Ausland. Diese Entwicklung hat eine rege Debatte ausgelöst, die meist von der Sorge bestimmt ist, dass ein solcher „brain drain“ negative Auswirkungen für den Standort Deutschland haben könnte. Eine mögliche Rückkehr der Auswanderer wird dabei meist nicht betrachtet. In einem Beitrag für das Wissenschaftsmagazin „Forschung und Lehre“ haben Andreas Ette und Lenore Sauer untersucht, wer dauerhaft im Ausland bleibt und wer wieder zurückkommt. Dabei beziehen sie sich in ihrer Analyse auf ihren 2010 erschienen Band „Auswanderung aus Deutschland“, der im VS Verlag Wiesbaden erschienen ist. Sie konstatieren einen Wandel bei der Auswanderung Deutscher im Hinblick auf die Zielländer – weg von den klassischen Zielländern USA, Kanada, Australien und Neuseeland hin zu Ländern in der EU bzw. den EFTA-Staaten. Zwischen 2005 und 2009 stellte die Schweiz mit 22.000 Auswanderern das mit Abstand wichtigste Zielland dar, gefolgt von den USA mit ca. 14.000 deutschen Auswanderern. Dabei hat etwa die Hälfte der deutschen Auswanderer einen Hochschulabschluss, wie Analysen auf der Basis des European Union Labor Force Survey in 32 europäischen Staaten zeigen. Bei der Betrachtung der Berufsgruppen zeigt sich, dass über die Hälfte der hochqualifizierten Auswanderer in einer beiden höchsten Berufsgruppen – den Führungskräften sowie den Wissenschaftlern

– beschäftigt ist. Betrachtet man die Zahlen derjenigen, die wieder nach Deutschland zurückkehren, zeigt sich, dass hier nicht von einem „brain drain“ der Hochqualifizierten gesprochen werden kann, denn: Die Rückwanderungsquote liegt bei den Deutschen mit Hochschulabschluss, so die beiden Wissenschaftler, mit 85 % sogar über dem Durchschnitt, während sie bei gering qualifizierten Personen deutlich darunter liegt. Bei den Gruppen der Hoch- und Höchstqualifizierten müsse daher eher von einer „brain circulation“ gesprochen werden, während in anderen Gruppen wie bei den Führungskräften oder dem Gesundheitsbereich von einem „brain drain“ gesprochen werden könne, da in diesen beiden Gruppen nur etwa ein Drittel der ursprünglichen Auswanderer nach Deutschland zurückkehrt.

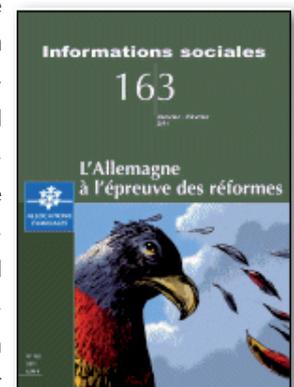
Bernhard Gückel, BiB

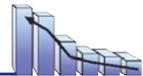
 **WWW Download des Berichts unter** 

[www.forschung-und-lehre.de/wordpress/Archiv/2011/ful\\_02-2011.pdf](http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/Archiv/2011/ful_02-2011.pdf)

**Kerstin Ruckdeschel, 2011: Les intentions de fécondité et l'infécondité en Allemagne. In: Informations sociales 163(1-2), L'Allemagne à l'épreuve des réformes, 42-48.**

Deutschland ist im internationalen Vergleich nicht nur ein Land mit einem niedrigen tatsächlichen Fertilitätsniveau, sondern liegt auch beim Kinderwunsch am unteren Ende der Skala. Dabei existieren charakteristische Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland. Während im Westen eine Polarisierung im Kinderwunsch zwischen bewusster Kinderlosigkeit und mindestens zwei Kindern zu finden ist, ist im Osten die Konzentration auf die Ein-Kind-Familie stärker. Als ein Grund für den niedrigen Kinderwunsch in Westdeutschland wird das konservative Wohlfahrtsstaatenmodell angeführt, das eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie nur sehr schwer zulässt und das zudem für ein gesellschaftliches Klima gesorgt hat, in dem erwerbstätige Mütter nur schwer





akzeptiert werden. Für Frauen stellt deshalb die Entscheidung für ein Kind auch eine Entscheidung zwischen Beruf und Familie dar, während für Männer eine Familiengründung die Übernahme einer großen Verantwortung als Ernährer bedeutet. Im Osten Deutschlands treffen diese Aussagen nicht zu, hier stellen schlechte Zukunftsaussichten einen wesentlichen Grund für den geringen Kinderwunsch dar.

.....  
Kerstin Ruckdeschel, BiB

**Frank Swiaczny (2010): Implications of demographic change for civil society in Germany. In: Journal Of Population Research Vol. 27, 2010**

Deutschland steht gegenwärtig am Beginn eines rapiden Alterungsprozesses und gleichzeitig hat bereits ein Bevölkerungsrückgang in absoluten Zahlen stattgefunden – besonders in den ländlichen Räumen Ostdeutschlands. Die Prognosen der Bevölkerungswissenschaftler zeigen, dass sich dieser Trend in Zukunft in immer mehr Regionen Deutschlands durchsetzen wird – auf lange Sicht auch in den Städten Westdeutschlands. Eine schrumpfende und alternde Bevölkerung führt in den betroffenen Regionen beispielsweise zu sinkenden Steuereinnahmen. Hinzu kommt, dass eine ungünstige demografische Entwicklung die regionalen Möglichkeiten zur Aufrechterhaltung des gewohnten Umfangs an Versorgungseinrichtungen und der sozialen Infrastruktur erschwert. Gleichzeitig werden sich kommerzielle Dienstleistungsanbieter mehr und mehr zurückziehen aufgrund rückläufiger Einnahmen. Damit verengen sich die Gestaltungsspielräume der Kommunen immer stärker. Vor diesem Hintergrund des demografischen Wandels gewinnt das ehrenamtliche bürgerschaftliche Engagement zukünftig immer mehr an Bedeutung.

Dieser Beitrag analysiert anhand von Modellrechnungen, welche Auswirkungen die Entwicklung auf das bürgerschaftliche Engagement in Zukunft haben wird. Es zeigt sich, dass der Rückgang der demografischen Kapazitäten für die ehrenamtliche Arbeit durch die kontinuierlich niedrige Fertilität und die zunehmende demografische Alterung in Deutsch-

land die meisten Regionen und Sektoren der Gesellschaft betreffen wird. Die Tätigkeitsbereiche des bürgerschaftlichen Engagements werden bei einem unveränderten Niveau des Engagements in Zukunft von einem Rückgang der Engagiertenzahl betroffen sein werden, wobei Regionen mit einer ungünstigen demografischen Entwicklung wie in den ländlichen Regionen Ostdeutschlands diese Entwicklung am stärksten spüren werden. Die Auswirkungen für die Gesellschaft und den sozialen Zusammenhalt sollte das hier prognostizierte Szenario Realität werden, sind gegenwärtig noch unklar und bedürfen weiterer Forschungsarbeit im Hinblick auf Methodik und Datenlage.

**Frank Swiaczny: Demographic change in Germany and reversal of spatial ageing. In: Baltic Region 2010, 4: 41-52 (in russischer Sprache)**

Der Beitrag befasst sich mit der Entwicklung des demografischen Wandels in Deutschland und der daraus resultierenden Zunahme räumlicher Disparitäten der Bevölkerungsstrukturen in den Regionen Deutschlands.

Er beschreibt die räumlichen Alterungsmuster und analysiert die präsentierte Umkehr des Alterungsprozesses der urbanen, suburbanen und ländlichen Kreise als eine Folge der Bevölkerungsalterung. Die Bevölkerungsdynamik von Regionen, die besonders anfällig für den Effekt des „ageing in place“ sind, werden anhand von zwei Beispielen im Detail untersucht: suburbane Kreise im Westen und ländliche Kreise im Osten. Abschließend werden die Ergebnisse in den Kontext der aktuellen Diskussion der Frage gestellt, ob Deutschland an der Schwelle zu einem „revival of the city“ oder einem Reurbanisierungsprozess steht.

Der Artikel ist die (russische) Kurzfassung eines Beitrags, der bereits in der Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 02/2008 erschienen ist (vgl. Frank Swiaczny, Philip Graze und Claus Schlömer: Spatial Impacts of Demographic Change in Germany – Urban Population Processes Reconsidered).

.....  
Bernhard Gückel, BiB



## Neue Publikationen aus dem BiB

### Band 2/2010 der „Comparative Population Studies“ jetzt online

Die wissenschaftlichen Beiträge der Ausgabe 02/2010 der „Comparative Population Studies“ sind ab sofort online verfügbar. Michaela Kreyenfeldt, Rembrandt Scholz, Frederik Peters und Ines Wlosnewski beschäftigen sich mit den ordnungsspezifischen Geburtenraten für Deutschland für 2001 bis 2008 unter Verwendung der Daten der Perinatalstatistik, die Angaben zu allen Geburten, die in Krankenhäusern stattgefunden haben, enthält.

Eine Methode zur Schätzung von Indikatoren der Geburtenhäufigkeit für den Fall, dass keine aktuelle und kurzfristige Geburtenstatistik verfügbar ist, stellt der Beitrag von Gabriele Doblhammer, Nadja Milewski und Frederik Peters vor. Sie schlagen einen Satz einfacher Methoden vor, der die Errechnung der monatlichen und jährlichen zusammengefassten Geburtenziffern auf der Grundlage vorläufiger Monatsdaten ermöglicht.

Die Schätzung von Mortalitätsverhältnissen und Sterblichkeitstrends ist für die meisten Länder der Erde eine schwer zu bewerkstellende Aufgabe, vor allem für die Entwicklungsländer. Marc Luy bietet daher in seinem Aufsatz eine Klassifikation der Mortalitätsdaten für die Schätzungen der UN World Population Prospects 2004 und 2006 mit dem Ziel, die Herkunftsart der verfügbaren Daten und die verwendeten Methoden zu systematisieren.

Durch den Anstieg des Geburtendefizits bei gleichzeitiger Zunahme der Lebenserwartung ist absehbar, dass künftig mehr ältere Menschen in Deutschland leben werden. In diesem Beitrag von Carsten Pohl wird unter Verwendung von Modellrechnungen die mögliche Entwicklung des Bedarfs an professionellen Pflegearbeitskräften bis zum Jahr 2020 für die einzelnen Bundesländer dargestellt.

.....  
Bernhard Gückel, BiB

## Personalien

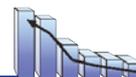
**Prof. Dr. Norbert F. Schneider** hält im Sommersemester 2011 ein Blockseminar zum Thema „Familie in Europa“ an der Universität Frankfurt. Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Entwicklung von Ehe, Familie, Partnerschaft und Elternschaft in Europa sollen in dem Seminar typische europäische Strukturen und Entwicklungsmuster einer demografischen Analyse sowie einer soziologischen Analyse unterzogen werden. Zudem werden ausgewählte Länder im Hinblick auf ihre Spezifika analysiert.

Seit dem 1. März 2011 arbeitet Frau **Jasmin Passet** als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am BiB im Forschungsschwerpunkt „Generatives Verhalten, Wandel der Familien- und Lebensformen und private Lebensführung“. Sie hat Soziologie an den Universitäten Düsseldorf und Mannheim studiert und als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) an der Universität Mannheim gearbeitet. Im Institut wird sie sich mit differenziellen Analysen zu Fertilität be-

schäftigen. Im Themenbereich Familien- und Fertilitätsforschung ist auch ihre Promotion geplant.

Ebenfalls neu im BiB ist seit dem 01. April 2011 der Diplom-Soziologe **Dr. Detlev Lück**. Er hat bisher an der Universität Mainz am Fachbereich „Soziologie der Familie und der privaten Lebensführung“ unter der Leitung von Prof. Dr. Norbert F. Schneider geforscht. Von April 2010 bis März 2011 hat er hier auch die inzwischen vakante Professur von Prof. Schneider vertreten. Seine bisherigen Arbeitsschwerpunkte lagen unter anderem in den Bereichen Mobilität, Familie sowie Geschlechterforschung. Im BiB wird er künftig im Forschungsbereich „Generatives Verhalten, Wandel der Familien- und Lebensformen und private Lebensführung“ in den Projekten „Leitbildforschung“ sowie „Differentielle Fertilitätsanalysen und Wandel der Familie“ arbeiten.

.....  
Bernhard Gückel, BiB



## Buch im Blickpunkt

### Gijs Beets/Joop Schippers/Egbert R. Te Velde (Hrsg.): *The Future Of Motherhood in Western Societies. Late Fertility and its Consequences.* Springer Verlag 2011

In den westlichen Gesellschaften haben sich in den vergangenen Dekaden zwei wesentliche kulturelle und demografische Veränderungen ereignet, die miteinander zusammenhängen: Die Emanzipation der Frauen und eine sich wandelnde Zusammensetzung der Altersstruktur der Bevölkerung. Ein Vergleich zwischen unterschiedlichen Ländern auf der Welt scheint dabei nahezuzeigen, dass es eine negative Beziehung zwischen der Emanzipation und der Entwicklung der Fertilität gibt. Je mehr sich Frauen auf ihre Ausbildung und ihren Beruf konzentrieren, desto weniger Zeit und Energie haben sie für eine Mutterschaft. Ein sichtbares Zeichen dieser Tendenz ist der Anstieg des Alters der Frauen bei der Erstgeburt in den westlichen Ländern mit allen gesundheitlichen Risiken für Mutter und Kind. Vor diesem Hintergrund widmet sich dieser Band der Zukunft von Mutterschaft in den westlichen Ländern. Unter welchen Bedingungen lassen sich Emanzipation der Frauen und Mutterschaft noch vereinbaren? Ist es möglich einen optimalen Zeitpunkt oder optimale Bedingungen für eine Mutterschaft zu definieren? Frühere Diskussionen zu später Elternschaft und den damit verbundenen gesundheitlichen und ökonomischen Problemen etwa in den Niederlanden zu diesem Thema haben gezeigt, dass Antworten nur interdisziplinär gefunden werden können. Daher versammelt dieser Band Vertreter aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen.

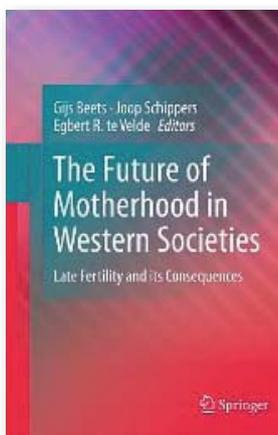
Die zentrale Frage des Buches stellt **Egbert te Velde** in Kapitel Zwei: Er diskutiert hier die Evolution der Mutterschaft und die Entwicklung der Fertilität vor dem Hintergrund des voranschreitenden Einsatzes von Verhütungsmitteln und der Konsequenzen für die Emanzipation der Frau. In Kapitel Drei blickt der Verhaltensbiologe **Jan van Hooff** ins Tierreich und untersucht das Reproduktionsverhalten bei anderen Spezies. Wie verhalten sich Vater und Mutter dort? Gibt es ein natürliches angeborenes Verhaltensmuster oder ist

das männliche und weibliche Verhalten eine kulturelle Übereinkunft, die sich im Lauf der Zeit verändern kann? Aus der neurobiologischen Perspektive untersucht **Dick Swaab** die unterschiedlichen Gehirnstrukturen bei Mann und Frau und daraus resultierende Konsequenzen für ihr Verhalten.

**Dirk van de Kaa** analysiert die Auswirkungen des Einsatzes moderner Verhütungsmittel für die Gesellschaft, wobei er zwischen vorhersehbaren und unvorhersehbaren demografischen Konsequenzen unterscheidet. Er beschreibt die Effekte auf die Geschlechterbeziehungen und die Ehe und richtet sein Augenmerk auf die unterschiedlichen Effekte des Einsatzes von Verhütungsmitteln.

**Gijs Beets** beschreibt die Auswirkungen später Elternschaft unter anderem auf die Partnerschaftsbildung, die Verwendung von Verhütungsmitteln, Kinderlosigkeit, Berufstätigkeit, ökonomische Sicherheit sowie den Wandel der Werte und Normen. Wie sich die ökonomische Situation bei einer Mutterschaft auf das individuelle und kollektive Verhalten und das Timing der Geburt auswirkt, betrachtet **Joop Schippers** am Beispiel der Niederlande: Wie kann man mit einer Kosten-Nutzen-Analyse erklären, warum manche Frauen ihre Kinder früher bekommen als andere und warum sich Paare seit geraumer Zeit immer später zu einer Elternschaft entscheiden? Aus einer sozioökonomischen Perspektive ist späte Elternschaft ein durchaus rationales Verhalten, das seiner Meinung nach nicht so einfach geändert werden kann – auch nicht durch massive Investitionen in die Förderung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Mit der Komplexität von Elternschaft in modernen Gesellschaften beschäftigen sich **Anneke van Doorne-Huiskes** und **Ingrid Doorten**. Sie stellen die Frage, ob die institutionellen Strukturen unterschiedlicher Wohlfahrtsstaaten dazu beitragen, moderne Elternschaft zu erleichtern – insbesondere was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie betrifft. Wie erfahren junge Paare Elternschaft im Kontext ihrer Gesellschaft? Ist in modernen Gesellschaften überhaupt noch Platz für Mutter- bzw. Elternschaft und welchen Preis müs-





sen die jungen Paare dafür zahlen? Dabei unterscheiden sie bei der Betrachtung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie in einzelnen Ländern unterschiedliche Typen von Wohlfahrtsstaaten: den sozialdemokratischen Typus, dem die nordeuropäischen Länder angehören und in dem ein hohes Maß an Geschlechtergleichheit herrscht und das Wohlergehen der Kinder von Bedeutung ist; den konservativen, korporatistischen Typus in dem die traditionelle Familie eine wichtige Rolle spielt mit Österreich, Belgien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden. Die südeuropäischen Länder gehören zum mediterranen Typus mit weitgehend noch traditionellen Geschlechterbeziehungen. Zum liberalen Typus gehören Großbritannien und Irland. Hier wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als individuell zu lösendes Problem gesehen und eine Regelung den freien Marktkräften überlassen. Der postkommunistische Typus mit einer großen Bandbreite öffentlicher Dienstleistungen zur Unterstützung der Familien ist nach der Transformationsphase verschwunden.

**Gosta Esping-Anderson** erweitert diesen Ansatz noch und untersucht in ihrem Beitrag die Bedeutung von Kindern und Familien in Wohlfahrtsstaaten. Sie plädiert für einen neuen „social contract“, der einen optimalen Politikmix beinhaltet, um zum einen das gewünschte Fertilitätsniveau zu halten und zum anderen stärker in Kinder zu investieren. Eine gleichwertige Aufteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit wird dabei als eine Vorbedingung für die künftige Fertilitätsentwicklung gesehen.

**Elisabeth Beck-Gernsheim** stellt die Frage, welche Auswirkungen die Pille auf das Reproduktionsverhalten der Frauen hatte. Brachte sie den Frauen tatsächlich „Reproduktionsfreiheit?“ Für sie muss zunächst einmal geklärt werden, warum Frauen den Wunsch bzw. den Druck verspüren eine Schwangerschaft zu verschieben. Schließlich gibt es in vielen Ländern unterstützende Familienpolitiken, um die Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf zu verbessern. Bieten neue technische Möglichkeiten der Reproduktionssteuerung hier Lösungen, so dass Frauen auch im höheren Alter noch Kinder bekommen können und somit die Fertilität nicht zurückgeht?

Mit dem Thema später Vaterschaft befassen sich **Karen Henwood, Fiona Shirani** und **Joanne Kellett nee Procter** am Beispiel einer britischen Studie. Darin wurde festgestellt, dass im Vereinigten Königreich nicht nur die Mütter bei der Erstgeburt immer älter werden, sondern auch die Väter. Die Daten der Studie zeigen, dass sich einige Männer nicht reif für eine Vaterschaft zur gleichen Zeit wie die

Partnerin fühlen, so dass die Frauen schließlich später Mütter werden, als sie eigentlich wollten. Die überwiegende Mehrheit der befragten Männer möchte ein aufmerksamer und guter Vater sein und aktiv am Leben ihrer Kinder teilnehmen. Vaterschaft wird von ihnen mehrheitlich als eine bewusste Wahl beschrieben, auf die sie sich einlassen. Der Grund, warum sie später Vater werden, wird von den Betroffenen damit begründet, dass sie im reiferen Alter emotional erwachsener und leistungsfähiger sind, um eine Vaterschaft zu bewältigen. Die Unsicherheit, welche Folgen eine Vaterschaft für das eigene Leben und die Beziehung hat, spielt für viele dabei eine große Rolle.

**Catherine Hakim** untersucht die veränderten Lebensstile der Frauen im 21. Jahrhundert und ihre Implikationen für die Familienpolitik im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. So rückt bei den Sozialwissenschaften die unbezahlte Hausarbeit immer stärker in den Fokus, auch im Hinblick auf die Aufwertung des „Nur-Hausfrauen-Modells“ durch familienpolitische Maßnahmen. Ihrer Ansicht nach genießen nämlich Karrierefrauen (meist ohne Kinder) größere Unterstützung als familienorientierte Frauen, die mehrere Kinder haben.

Ist die Emanzipation der Frauen noch kompatibel mit Mutterschaft im 21. Jahrhundert in den westlichen Gesellschaften? Dieser Frage gehen **Gijs Beets, Joop Schippers** und **Egbert R. te Velde** im Abschlusskapitel des Bandes nach. Nach der Lektüre der Beiträge dieses Bandes ist für sie klar, dass hier kein klares „Ja“ oder „Nein“ am Ende stehen kann. Deutlich wird aber, dass es zum einen eines familienfreundlicheren institutionellen Kontextes in der Gesellschaft bedarf mit entsprechenden familienpolitischen Maßnahmen und zum anderen, dass sich auch die Arbeitswelt im Hinblick auf eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie verändern muss. Eine Quintessenz der unterschiedlichen Ansätze dieses Bandes besteht darin, so die Autoren, dass die Entscheidung, ob jemand ein Kind bekommen möchte oder nicht (und wenn ja, wann), in den westlichen Gesellschaften eine sehr persönliche ist. Was die immer spätere Mutterschaft angeht, müssten zwei Faktoren betrachtet werden: aus der medizinischen Perspektive ist späte Mutterschaft immer ein Risiko für Mutter und Kind – trotz aller medizinischen Fortschritte. Aus sozioökonomischer Perspektive ist späte Mutterschaft durchaus nachvollziehbar aufgrund zahlreicher Vorteile für den Einzelnen und die Partnerschaft – etwa in finanzieller Hinsicht.

Bernhard Gückel, BiB



**Aktuelle Literatur kurz vorgestellt**

**Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.):**

**Die demografische Lage der Nation. Was freiwilliges Engagement für die Regionen leistet. Berlin 2011**

Der demografische Wandel führt immer mehr zu einer Krise der peripheren ländlichen Räume in Deutschland. Profiteure dieser Entwicklung sind jene Städte (vor allem im Süden und Südwesten der Republik), die über ein attraktives Angebot an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen verfügen. Zu diesem Ergebnis kommt die aktuelle Studie des Berlin-Instituts, die anhand von verschiedenen demografischen, ökonomischen und sozialen Indikatoren untersucht, wie gut Städte und Landkreise in Deutschland für die Zukunft gerüstet sind.

Insbesondere auf regionaler Ebene zeigen sich dabei demografische Verwerfungen innerhalb Deutschlands, die – so das Institut – immer deutlicher werden. Dabei verschwimmt zusehends die früher klare Trennung der Entwicklung in West- und Ostdeutschland, da auch im Westen mittlerweile viele ländliche Gebiete unter Nachwuchsmangel und der Abwanderung vor allem jüngerer Menschen leiden. Die demografische Krisenregion bleibt aber nach wie vor Ostdeutschland – hier legten der Studie zufolge lediglich in 10 Großstädten die Einwohnerzahlen zu Lasten des ländlichen Raumes zu. Und auch der Blick in die demografische Zukunft Deutschlands zeigt, dass sich nur noch wenige Regionen demografisch stabilisieren oder gar wachsen werden. Insbesondere sind dies die Metropolräume von Hamburg, Köln/Bonn, Frankfurt, Stuttgart, Berlin und München.

Vor diesem demografischen Hintergrund gewinnt das freiwillige Engagement von Bürgern insbesondere in demografischen Problemregionen zunehmend an Bedeutung. Was kann somit die Zivilgesellschaft zur Lösung der Probleme beitragen, die der demografische Wandel bringt? Der zweite Teil der Studie untersucht daher, wie es in den demografischen Problemregionen Deutschlands (die Indikatoren aufweisen wie starker Bevölkerungsrückgang, Überalterung, Bildungs- und Beschäftigungsprobleme Jugendlicher sowie hohe Migrantenanteile bei hoher kommunaler Verschuldung) tatsächlich um das Engagement der Bürgerschaft bestellt ist. Es zeigt sich, so das Institut, dass die Stärke des Engagements in einer Region von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird, wie zum Beispiel dem Einkommen und dem Status der Bewohner, der Wirtschaftsgeschichte und der Tra-

dition ehrenamtlicher Tätigkeit. Darüber hinaus spielt auch die vorhandene Infrastruktur (sozial und verkehrstechnisch) neben der Besiedelungsdichte eine wichtige Rolle. Und nicht zuletzt aber sind es die aktiven Personen und ihre Ideen, die von der Öffentlichkeit entsprechend unterstützt werden müssen.

.....  
(Bernhard Gückel, BiB)

 **Download des Berichts unter**   
[www.berlin-institut.org](http://www.berlin-institut.org)

**Rupp, Marina (Hrsg.):**

**Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung.**

**Aus der Reihe „Zeitschrift für Familienforschung“. Verlag Barbara Budrich Opladen 2011**

Wie ist das Leben von Eltern, die in einer gleichgeschlechtlichen Paarbeziehung leben? Dieser Band bietet einen kritischen Einblick in die Lebensweise gleichgeschlechtlich orientierter Menschen. Im Mittelpunkt stehen die juristischen Rahmenbedingungen dieser Lebensart und die Bedeutung der Elternschaft. Wie andere gesellschaftlich lange nicht akzeptierte Lebens- und Familienformen, so ist auch die gleichgeschlechtliche Lebensform in jüngerer Zeit verstärkt ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt. Der Sonderband der Zeitschrift für Familienforschung dokumentiert nicht nur den aktuellen Forschungsstand in Europa, sondern versucht zudem, den vielfältigen Aspekten, die mit der Gleichgeschlechtlichkeit und damit einhergehenden Lebens- und Familienformen verbunden sind, gerecht zu werden. Neben einem Einblick in besondere Hintergründe, Varianten und Themen gleichgeschlechtlichen Lebens, werden Informationen und Schätzungen über den Anteil der Bevölkerung gegeben, die in diesen besonderen Lebensgemeinschaften leben. Entwicklung und Stand der rechtlichen Situation in Europa und anderen einzelnen Ländern stehen ebenso im Fokus wie die Konzeption einer Familie von gleichgeschlechtlichen Eltern und deren Alltag. (Verlagstext)



# Eine unmögliche Mission? – Der Vergleich der Muttererwerbstätigkeit in West- und Ostdeutschland im Zeitverlauf

von Dr. Manfred G. Scharein\*

Wie hat sich eigentlich das Erwerbstätigkeitsverhalten speziell von Müttern in West- und Ostdeutschland seit der deutschen Einheit entwickelt? Die Antwort auf diese Frage zielt auf den (statistischen) Vergleich von prozentualen Anteilen des Erwerbstätigkeitsstatus von Frauen mit Kindern in West- und Ostdeutschland für mindestens zwei Zeitpunkte. Dabei stellen sich die Fragen, ob ein Vergleich der (mindestens) vier Häufigkeitsverteilungen sinnvoll ist und ob sich eine statistisch gültige Aussage in der Art „Die Muttererwerbstätigkeiten gleichen sich in West- und Ostdeutschland im Zeitablauf an“ ableiten lässt. Bei der folgenden Argumentation wird von „optimalen“ Stichprobenbedingungen ausgegangen, das heißt unter anderem, dass stabile Bevölkerungen (die Alters- und Geschlechterproportionen bleiben im Zeitablauf unverändert) sowie unabhängige und bevölkerungsrepräsentative Stichproben unterstellt werden. Folglich sei weiterhin angenommen, dass im betrachteten Zeitraum Wanderungen weder zwischen West- und Ostdeutschland noch zwischen Deutschland und dem Ausland stattgefunden hätten.

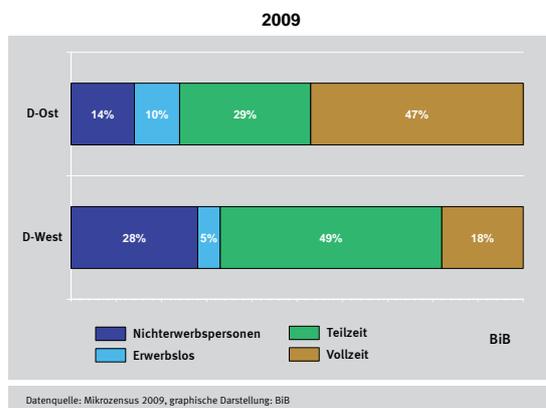
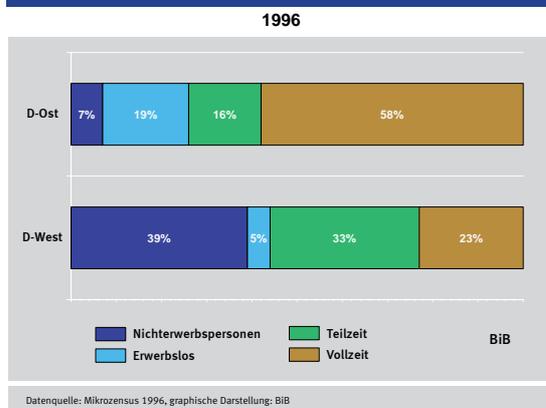
In der Abbildung sind die prozentualen Verteilungen von Müttern (unter dem Begriff Mutter wird hier eine Frau verstanden, die mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im selben Haushalt zusammenlebt) im Alter von 18-45 Jahren in West- und Ostdeutschland gemäß ihres Erwerbsstatus für die Jahre 1996 und 2009 aus Auszählungen des Mikrozensus der entsprechenden Jahre dargestellt. Die Unterteilung nach Vollzeit- und Teilzeiterwerbstätigkeit erfolgt nach der

normalerweise geleisteten Wochenarbeitszeit. Sind dies über 30 Stunden, so entspricht dies einer Vollzeitbeschäftigung. Als erwerbslos wird bezeichnet, wer nicht erwerbstätig, aber auf Arbeitssuche ist und somit dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht. Nichterwerbspersonen sind weder erwerbstätig noch auf Arbeitssuche.

Der erste „Augenscheinvergleich“ deutet auf eine Veränderung der Häufigkeitsverteilungen der Mütter nach Erwerbsstatus im Zeitverlauf hin. So sind zum Beispiel die Anteile nichterwerbstätiger Mütter in Westdeutschland von 1996 im Vergleich zu 2009 um 11 Prozentpunkte zurückgegangen, während sich diese für Ostdeutschland verdoppelt haben. Zudem sind die Anteile teilzeittätiger Mütter um 16 Prozentpunkte auf 49 Prozent in Westdeutschland und um 13 Prozentpunkte auf 29 Prozent in Ostdeutschland angestiegen. Die Anteile vollzeiterwerbstätiger Frauen sind in beiden Teilen Deutschlands gefallen, in Westdeutschland um fünf Prozentpunkte und in Ostdeutschland um elf Prozentpunkte. Kann man nun aber daraus einen Angleichungsprozess der Häufigkeitsverteilungen für West- und Ostdeutschland identifizieren und dies vor allem statistisch belegen?

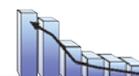
Auf Grund der unterstellten Annahmen an die Stichproben bietet sich hier zunächst ein  $\chi^2$ -Unabhängigkeitstest für eine (hier mehrdimensionale) Kontingenztafel an. Als

Abbildung: Erwerbsstatus von Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren mit Kindern unter 18 Jahren im gleichen Haushalt in Ost- und Westdeutschland für die Jahre 1996 und 2009 (in Prozent)



Ergebnis erhält man vereinfacht formuliert die Aussage: „Die Häufigkeitsverteilungen verändern sich (hochsignifikant) sowohl im Zeitablauf als auch im west-/ostdeutschen Vergleich“. Dies sagt aber nichts über einen Anpassungsprozess der Verteilungen für West- und Ostdeutschland im Zeitablauf aus.

\* Manfred G. Scharein besetzt im BiB das Ressort „Methodische Unterstützung und Beratung“ und forscht im Forschungsschwerpunkt „Generatives Verhalten, Wandel der Familien- und Lebensformen und private Lebensführung“.



Im nächsten Schritt vergleicht man zum Beispiel sowohl regional als auch zeitlich jeweils paarweise die Unterschiede in den einzelnen Anteilen mittels eines Standardtestverfahrens der Statistik, dem sogenannten Zweistichprobentest für die Differenz zweier Anteilswerte. Für das hier vorgestellte Beispiel erhält man bis auf den Vergleich der Anteile der erwerbslosen Mütter für Westdeutschland von 1996 und 2009 – diese sind nahezu identisch – wiederum höchstsignifikante Testergebnisse. Wiederrum vereinfacht formuliert unterscheiden sich, bis auf die genannte Ausnahme, sämtliche Anteile der vier betrachteten Häufigkeitsverteilungen voneinander paarweise, was aber auch keine Aussage über einen Angleichungsprozess der betrachteten Häufigkeitsverteilungen für West- und Ostdeutschland im Zeitverlauf liefert.

Damit sind die Standardverfahren der Statistik für den Vergleich solcher vier Häufigkeitsverteilungen bereits ausgereizt. Auch die Idee, aus den Anteilswerten der Häufigkeitsverteilungen einen Index für den Grad der Ähnlichkeit von zwei Verteilungen zu ermitteln, ist, wie im Folgenden erläutert wird, wenig hilfreich. Einen Index könnte man hier zum Beispiel sowohl für das Jahr 1996 als auch für das Jahr 2009 auf der Basis der Differenzen als Absolutbetrag der zueinander gehörigen Anteilswerte berechnen. Für das Jahr 1996 ergeben sich die Differenzen der Anteile in Absolutbeträgen im West-Ost-Vergleich zu 32 Prozent für Nichterwerbspersonen, 14 Prozent für Erwerbslose, 17 Prozent für Teilzeit- und 35 Prozent für Vollzeitbeschäftigte. Einen möglichen Index erhält man nun über den Durchschnitt dieser vier Anteilswertdifferenzen in Absolutbeträ-

gen hier 24,5 Prozent. Für das Jahr 2009 erhält man bei analogem Vorgehen einen Wert von 17 Prozent. Vor einem aus diesem Ergebnis zu ziehenden Schluss der Art, dass das Sinken dieses Index im Zeitablauf einen Angleichungsprozess des Erwerbsstatus der Mütter in West- und Ostdeutschland induziert, sei aber aus mehreren Gründen ausdrücklich gewarnt.

Die ersten beiden Gründe entstammen der Theorie statistischer Indexzahlen, da es sich bei den hier ermittelten Indizes im Fachterminus um ungewogene Mengenindizes handelt. Zum einen ist es von Nachteil, dass der Einfluss desjenigen Erwerbsstatus in diesem Beispiel auf diesen Mengenindex am größten ist, der die größte absolute Differenz aufweist (im Beispiel sind dies die Vollzeitbeschäftigten). Zum anderen wird die relative Bedeutung der vier Erwerbsstatus nicht berücksichtigt – ist eine Verringerung des absoluten Abstandes der Anteile an Nichterwerbspersonen (hier um 18 Prozentpunkte) mehr oder weniger „wert“ als eine Vergrößerung des absoluten Abstandes an Teilzeitbeschäftigten (hier um drei Prozentpunkte)? Aber auch die Einführung von Gewichten für die Erwerbsstatus ist wenig sinnvoll, da sich diese nicht aus natürlichen Gründen, sondern stets nur aus den vom jeweiligen Anwender vorgegebenen Annahmen ergeben müssen. Des Weiteren ist auch die Festlegung auf hier zum Beispiel vier Erwerbsstatus nicht natürlich vorgegeben. Ließe man hier zum Beispiel die nicht dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehenden Frauen weg – eine Betrachtung ohne die Merkmalsausprägung Nichterwerbsperson ändert natürlich sofort die inhaltliche Fragestellung –, veränderten sich dadurch

die Werte der Häufigkeiten und es resultiert ein auf analoge Art berechneter Indexwert für das Jahr 1996 von 24,6 Prozent und für das Jahr 2009 von 22,9 Prozent. Somit wäre allein durch diese Modifikation, der scheinbar vorhandene Anpassungsprozess des Erwerbsstatus von Müttern nahezu ins Nichts aufzulösen. Auch eine alternative Betrachtung der absoluten Veränderungen der Anteile zwischen den beiden Zeitpunkten innerhalb eines Gebietes führt dazu (ohne an dieser Stelle die zugehörigen Ergebnisse vorzustellen), dass die auf diesem Weg berechneten Indexwerte, egal ob die nichterwerbstätigen Mütter in- oder außerhalb der Betrachtung sind, nahezu übereinstimmen. Dies spricht eher für eine gleichartige Veränderung der Verteilungen des Erwerbsstatus der Mütter in West- und Ostdeutschland im Zeitverlauf.

Letztendlich zeigen bereits diese Überlegungen, dass die Ermittlung eines Index für die Veränderungen der Häufigkeitsverteilungen des Erwerbsstatus von Müttern in West- und Ostdeutschland im Zeitablauf von vielen, vom jeweiligen Anwender vorzunehmenden Festlegungen abhängt. Um als Anwender nicht in den Verdacht zu geraten, dass eine „gewünschter“ Aussage durch eine geeignete Wahl der Indexberechnung erzeugt worden ist, verbleibt letztendlich folgende Empfehlung: Ein gleichzeitiger stichprobenbasierter Vergleich von Häufigkeitsverteilungen bezüglich regionaler und zeitlicher Komponenten sollte nur unter dem Gebot der äußerst zurückhaltenden Ergebnisinterpretation durchgeführt werden.

## Impressum



Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – 32. Jahrgang

Schriftleitung: Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Redaktion: Bernhard Gückel

Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden

Telefon: (0611) 75 22 35

E-Mail: [bib@destatis.de](mailto:bib@destatis.de)

Internet: [www.bib-demografie.de](http://www.bib-demografie.de)

ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0220113

„Bevölkerungsforschung Aktuell“ erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an [bib-bev-aktuell@destatis.de](mailto:bib-bev-aktuell@destatis.de). Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB ([www.bib-demografie.de](http://www.bib-demografie.de)). – Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 2/2011 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.